

Sagen aus Südwestmähren



Volkskundliche Sammlung
Kaučič

Von Ignaz Göth

Žnaim 1929.

192

Sagen aus Südwestmähren

Herausgegeben und bearbeitet
im
Auftrage der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im
Znaimer Ländchen“ und mit Unterstützung der Anstalt
für sudetendeutsche Heimatforschung
in Reichenberg

von

Ignaz Göth

*

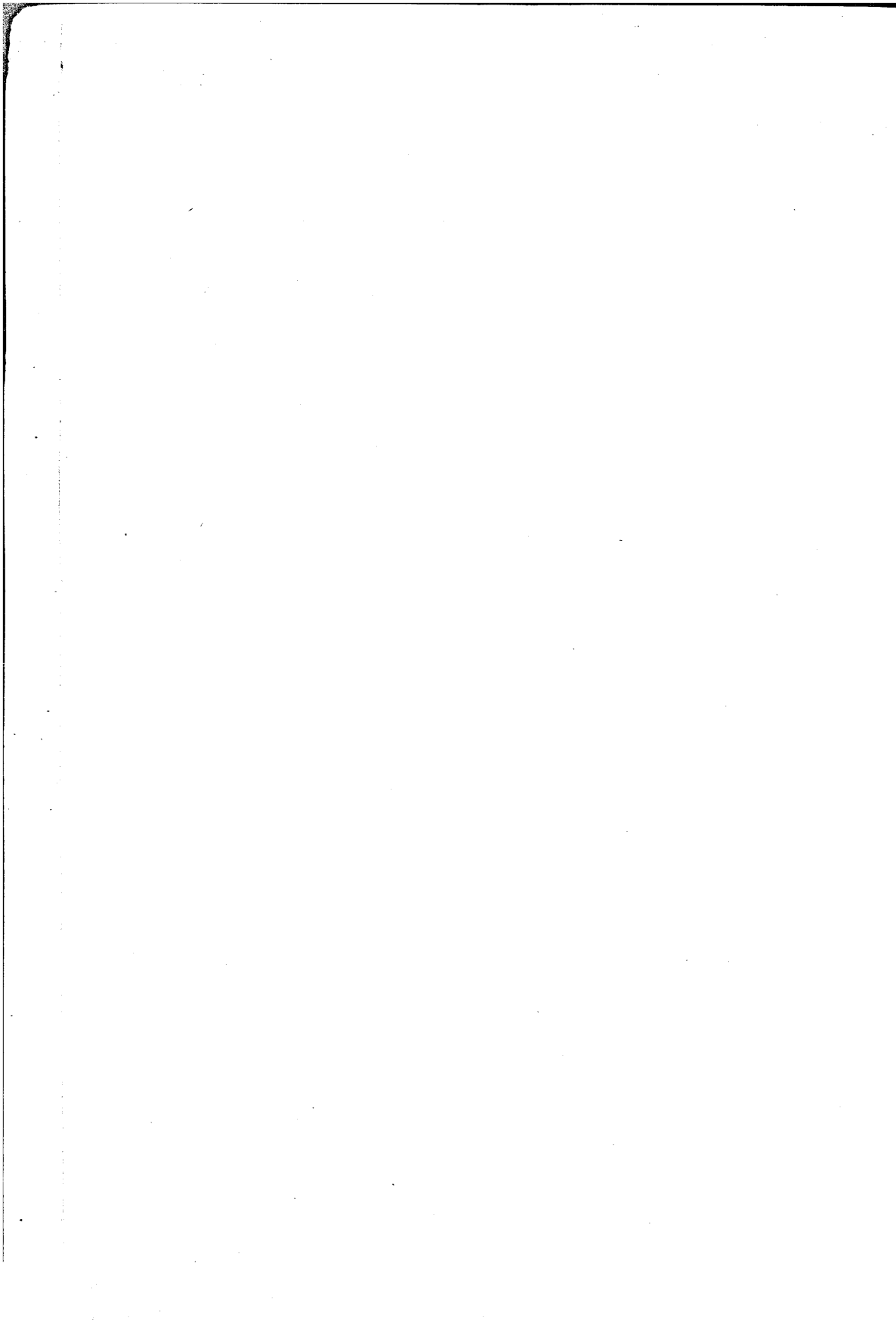


Bücherverzeichnis Nr. 264

Znaim 1929

Verlag Sournier & Haberler (Inhaber Felix Bornemann)
Druck von Max Drahozal, Znaim

H. G. Schöne



Ein Gespräch

Die „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Znaimer Ländchen“, die sich im Rahmen des Lehrervereines Znaim-Land gebildet hat, begann am 15. Dezember 1927 ihre Tätigkeit und versucht in allmonatlichen Sitzungen die Arbeit der verschiedenen Gruppen zu beeinflussen, Richtlinien zu geben und durch Aussprache werktätiges Schaffen herbeizuführen. Seit 1. Jänner 1928 erscheint das Mitteilungsblatt „Unsere Heimat“, Blätter für Heimatkunde aus dem Südmährerlande, das die Schriftleitung des „Znaimer Wochenblattes“ allmonatlich erscheinen läßt und worin die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft zu verfolgen ist.

Nun geht die erste kleine Veröffentlichung hinaus. Ein Sträußlein Sagen sind den Heimatmenschen geboten, gepflückt am lebendigen Heimatboden und für lebendige Heimatpflege und Heimatliebe. Die Sage erblüht ja aus dem reichen Volksgemüt und aus der Volksvorstellung und legt um jegliche besondere Gestalt in der heimischen Landschaft, um Busch und Baum, um Vorgänge in der Natur, ja um den ganzen Menschen ihre geheimnisvollen Ranten. Sie weiterzuziehen ist unsere Aufgabe. Wir nehmen von der Sage das Geheimnisvolle und verflechten es mit der Kraft der Wahrheit, dienen so dem Volkstum und hüten Volksgüter.

Wenn auch erst nur wenige hier geboten wurden, so ist dies kein Mangel. Wir wollen aufmerksam machen, daß wir dies Volkstumsforschen weiter führen wollen und alle dazu aufrufen, die am Forschen Freude haben.

Wir sind auch nicht nur für unser Gebiet eng gesäumt, sondern wollen einigend schaffen und haben deshalb auch die Gebiete von Zlabings, Mähr.-Kromau und Mißlitz einbezogen, fühlen uns auch da mitverantwortet und wollen in die Tiefe bannen.

So seien die Sagen ein Runder unseres neu erwachenden Volkstums; sie seien ein Auffordern, mit uns weiter zu schaffen, die Arbeit für die Heimat mit jener Liebe zu tun, daß niemand sagen kann, er fühle keinerlei Verpflichtung dazu. Heimatliebe ist nach Gr. Saalburg eine Wunde, die im Herzen brennt. Erst dann wird sich der richtige Begriff von Heimat und Heimat schaffen einstellen.

Vorbemerkung des Herausgebers

Allen lieben Mitarbeitern herzlichsten Dank! Besonders fühle ich mich Herrn Bezirkschulinspektor **Franz Wisgott-Zglau** verpflichtet, der durch seine Umfrage die größte Zahl der Zlabinger Sagen beisteuerte. — Ueber Wunsch der Arbeitsgemeinschaft wurden die Quellen, bzw. die Verfasser oder Gewährsmänner in das Inhaltsverzeichnis aufgenommen. Das entspricht allgemein üblichen Methoden und möge daher beachtet werden. Die Arbeitsgemeinschaft ersucht höflichst, weiter zu forschen und die Ergebnisse ihr bekannt zu geben, damit sie in einer 2. Auflage mit verwertet werden können.

Aus dem Bnaimer Ländchen

Die Thahafee

Beim Klein-Grillowitzer Thayaſteg ſchlummert tief unter Waſſer die Thahafee; ſie iſt eine vor langen Jahren verzauberte Mülſerſtochter. Erwacht ſie, dann tönt, beſonders an ſchönen Sommerabenden, ihr lieblicher Geſang über die friedliche Thayaſlandschaft dahin. Es war an einem Maienſonntage. Zwei Mädchen gingen nach Kl.-Olkowiz. Als ſie zum Steg kamen, erſcholl der Geſang der Fee. Die Mädchen wußten noch nichts von ihr und wunderten ſich ſehr über den von unbekannter Stelle kommenden Geſang, der immer ſchöner wurde. Lieblich und glockenrein ſtiegen die Töne empor. Die Weiden am Flußrand neigten ihre Wiſſel herab und lauſchten, die Wellen ließen ihr Pläſchern, Haſen und Fäiſche ſchlichen herbei, lagen friedlich im Gebüſche nebeneinander im Gras, aus den Baumkronen kamen die Vöglein, hockten am Flußufer oder beſetzten die Schotterinſel im Flußbett und die Fiſche im Waſſer ſtanden ſtill ob der Macht des Geſanges. Staunend betrachteten die Mädchen die eigenartigen Vorgänge und horchten ebenfalls den ſeltſamen Tönen. So verging geraume Zeit, bis eines der Mädchen heim verlangte. Dies verdroß die Fee. Der Geſang wurde plötzlich ſo ſchmerzlich klagend, daß die Uferweiden erbeben und die Mädchen ängſtlich heimlieſen, vom Klagegeſang verfolgt, der wie eine müde Abendglocke verſümmerte und verklang. Seither iſt die Thahafee menſchenfeindlich und es iſt eine Seltenheit, wenn ein Vorübergehender oder ein Fiſcher die ſchwermütigen Weiſen vernimmt.

Thahana

Es war vor vielen Hunderten von Jahren, da wohnte in dem damals von mächtigen Eichen-, Buchen- und Erlenwäldern umgebenen Dorfe Raialing (Kaidling) ein armer Kohlenbrenner, Lip der Kohler genannt. Der hatte ein gar liebliches Töchterlein, das ſeinem Vater beim Abſiefern der Holzkohlen in den nahen Pulvermühlen an der Thaya beſtändig war. Täglich trieb ſie ihren Eſel, vollbepackt mit Kohlenſäcken, vom Holzgraben, wo des Vaters Weiler ſtanden, in das nahe Thayatäl. Hatte ſie ihre ſchwarzen Säcke abgeliefert, ſo badete ſie in der Thaya, ging dann zum nahen Kloſter Steinleiten hinauf und betete recht andächtig vor dem alten Marienbilde neben der Kloſterpforte. Auf dem Rückwege pflückte ſie Blumen, wand Kränze daraus, ſich und ihr Geſellin damit ſchmückend. Und weil ſie gar ſo fromm und andächtig war, ſo wurde ſie von der Oberin des Kloſters des öfteren mit Obſt und allerlei Leckerbiſſen bedacht, die ſie aber nicht für ſich behielt, ſondern an die Armen und Kranken ihres Dorfes verteilte. Infolge ihrer Mildtätigkeit wurde die ſittſame Maid, die zumeiſt blumengeſchmückt im Thayatäl in weißem Kleide erſchien, von alt und jung nur die Fee Thahana genannt.

Auf der nahen Burg Reiterſtein haufte der Ritter Runo von Tauerzberg, ein gar wüſter Geſelle, der ſich in den Kopf geſetzt hatte, die liebliche Thahana, koſte es, was es wolle, ſein Eigen zu nennen. Oftmals war ſie ſchon auf ihren einsamen Wegen ſeinen Liebesanträgen ausgeſetzt geweſen, immer wußte ſie ſich aber ſeiner zu erwehren. Wußte ſie ja doch, daß der alte Schelm verheiratet und ein arger Geſelle war. Und dazu wurde Thahana von einem zwar nicht hübschen, aber fleißigen

Bauernburschen umworben. Hans Igel, so hieß der Bursche, war jedoch ein heimtückischer, geldgieriger und gottloser Mensch. Ihm gefiel nur die holbe Schönheit und das still bescheidene Wesen Thayana's.

Sie aber hatte sich schon den himmlischen Bräutigam erkoren und wies seine Liebeswerbungen zurück. Bald darauf schloß sich hinter ihr die stille Pforte des nahen Klosters Steinleiten.

Schon zwei Jahre weilte Thayana hinter den stillen Klostermauern, da erwachte im Herzen des verschmähten Bauernburschen Haß und schmöde Geldgier und er beschloß, die früher von ihm Umworbene mit Hilfe des Zwerges Buko, der im Kloster die Dienste eines Gärtners und Beschließers versah, an den argen Ritter Kuno um schnöden, blinkenden Mamon zu verkaufen. Der gottlose Gärtner hatte nämlich dem Bauernburschen verraten, daß sich Thayana täglich eine Stunde außerhalb des Klosters im Grünen ergehe und unter einer großen Buche auszuruhen pflege. Bald genug sollte dem Burschen sein böser Plan gelingen. Er sichlich sich, als Thayana an einem schwülheißen Augusttage unter der Schatten spendenden Buche ausruhte, an dieselbe heran, betäubte sie und trug die Wehrlose in die Burg Reiterstein.

Als der Vater Thayana's erfuhr, was seinem einzigen Kinde widerfahren, kannte seine Rache keine Grenzen. Wutentfüllt suchte er den Räuber seiner Tochter auf und erschlug ihn in hellem Zorn, dann eilte er in die Trugburg Kuno's und spaltete mit einer mächtigen Waldbart dem Ritter den Kopf, schleppte dann in der Nacht einige Fässer Pulver aus den nahegelegenen Pulvermühlen herbei und legte Reiterstein in Schutt und Trümmer. Aber sein Rachedurst kannte keine Grenzen. Wegen des schnöden Verrates des Klostersgärtners sprengte er blindwütig auch das Kloster in die Luft und heute bezeichnen nur öde Gesteinstrümmer und wirre Felsblöcke die Stätte des einstmaligen heiligen Ortes. Thayana, der es gelungen war, aus Reiterstein zu entfliehen, wurde, als sie sah, was ihr Vater in seiner Raserei angerichtet hatte, wirren Geistes. Als sie beide einst auf einem hohen Uferfelsen der Thaya standen, stürzte sie den Ahnungslosen über die steil abfallende Felswand hinab ins Wasser. Sie irrte dann hinaus in die endlosen Wälder, die damals den Thayastrand umgaben und blieb von dieser Zeit an verschollen.

Die Nymphenkönigin Felicitas

In der Nähe des Trainer Schlosses liegt das herrliche Feliciental, das nach der Gräfin Minisze, einer geborenen Fürstin Lubomirska, die hier gern lustwandelte, benannt wurde. Durch das Tal fließt ein klarer Waldbach.

In dieser Waldeseinsamkeit erquickt das frische Quellwasser des Felicienbrunnens, der auf Geheiß der Gräfin Minisze errichtet wurde. Über dem Brunnen wölbt sich ein kleiner schmucker Tempel mit einem Relief tanzender Nymphen und der Inschrift: „Felicitas Gräfin Minisze errichtete und weihte diesen Brunnen dem müden Wanderer zur Erquickung und ihrem geliebten Felicentale zur Zierde. 1860“.

Vor mehreren hundert Jahren sprudelte hier eine klare Waldquelle aus einer Felsengrotte hervor. Die Kieselsteinchen am Grunde der Quelle leuchteten wie Gold und Silber und es ging die Sage, daß das Wasser der Quelle heilkräftig sei und daß eine wundertätige Nymphe in der Felsengrotte wohne.

In der Nähe der Quelle lebte der Ritter Burkhard mit seiner Gattin Maria und seinen Kindern Ingo und Hilde. Oft spielten die beiden an der Quelle. Einst saßen sie wieder hier und lauschten dem lieblichen Gesänge der Vögel und dem geheimnisvollen Säuseln in den Baumkronen. Da stand auf einmal eine herrliche Frauengestalt vor ihnen. Sie war in ein grünes Schleiergewand gehüllt und ihr goldblondes Haar wallte in reicher Lockenfülle auf ihre Schultern hinab. Die Stirn schmückte ein Diadem aus Edelsteinen. Die schöne Waldfrau blickte die erstaunten Kinder freundlich an und sprach: „Fürchtet euch nicht! Ich bin die Nympfenkönigin Felicitas. Ich habe die unschuldigen Kinder gerne. Bleibet mir brav und ich will euch stets beschützen“. Sie gab hierauf den Kleinen einige glitzernde Steinchen und verschwand. Voll Freude liefen die Kinder zur Burg und zeigten ihren Eltern die Geschenke. Vater und Mutter erkannten, daß die Steinchen gediegenes Gold waren.

Kurze Zeit darauf jagte Ritter Burkhard in der Nähe der Waldquelle. Er hatte einen mächtigen Hirsch angeschossen und verfolgte ihn bis zur Grotte, wo das geängstigte Tier zusammenbrach. Schon wollte der Ritter dem todwunden Tier den Gnadenstoß geben. Da erschien auf einmal die Nymphenkönigin und hielt schützend ihre Hände über den Hirsch. Sie sprach: „Ich bin Felicitas, die Freundin deiner Kinder, aber auch die Beschirmerin der harmlosen Waldtiere. Komm nicht mehr, der niederen Jagdlust frönend, in mein Revier!“ Tief ergriffen von der Schönheit der Nymphe und ihren mahnenden Worten, verbogte sich Ritter Burkhard vor der herrlichen Waldfrau und kehrte auf sein Schloß zurück. Felicitas aber benetzte mit dem klaren Quellenwasser die Wunde des Hirsches, worauf er wieder seine frühere Kraft erlangte und in mächtigen Sätzen davoneilte.

Ritter Burkhard suchte von nun an andere Reviere für sein Jagdwerk aus. Er sollte es nicht bereuen. Noch nie war er mit seiner Familie so glücklich wie jetzt. Nie fehlte es ihm an Geld und Gut und immer mehr stieg er in der Gunst seines Lehnsherrn, des Herzogs Rutold.

Da schenkte ihm seine Gemahlin ein wunderschönes Mägdlein. Es wurde ebenfalls dem Schutze der guten Waldfrau empfohlen und ihr zu Ehren Felicitas genannt. Der Segen der Nymphe ruhte auch auf diesem Kinde und es gedieh trefflich, so daß die Freude der Eltern übergroß war.

Einst gab Herzog Rutold ein großes Fest, zu dem auch Ritter Burkhard und seine Gemahlin geladen wurden. Vor seiner Abreise besuchte der Ritter noch einmal die Nymphe. Sie empfing ihn ernster als sonst, verheiß ihm viel Ehre und Ruhm, beschwor ihn aber, seine Gemahlin zu Hause zu lassen, denn es drohe ihr in der Fremde Unheil. Tiefbekümmert kehrte Burkhard ins Schloß zurück und erzählte seiner Gattin von den Warnungen der Nymphe. Aber Frau Maria wollte von der Reise nicht ablassen. So brach Burkhard mit ihr und einem stattlichen Gefolge zum Zuge nach der herzoglichen Residenz auf. Noch einmal küßten Vater und Mutter ihre lieben Kinder und empfahlen sie dann der Obhut des Burgvogtes Dietrich und der alten Wärterin Ursula. Dann ging es mit klingendem Spiel zum Burgtor hinaus. Am Hofe des Herzogs wurde Ritter Burkhard mit seiner Gemahlin ehrenvoll empfangen und mit Gunstbezeugungen überhäuft.

Als Abschluß der Festlichkeiten fand eine große Jagd statt, bei der Ritter Burkhard reiche Beute machte. Seine Gemahlin folgte ihm auf

ihrem feurigen Rappen durch dick und dünn. In einer schauerlichen Schlucht glitt ihr Roß aus und stürzte mit der wagemutigen Reiterin in einen Abgrund hinab, wo beide mit zerschmetterten Gliedern liegen blieben. So endete die glänzende Festlichkeit mit großem Leide. Gramgebeugt zog Ritter Burthard mit der Leiche seiner geliebten Gattin auf sein Schloß zurück, wo unter dem Jammer- und Wehgeschrei der Kinder sowie der übrigen Burgbewohner die Beisetzung in der Ahnengruft stattfand.

In seiner Verzweiflung suchte der Ritter die Waldquelle auf, um der Nymphenkönigin sein Leid zu klagen. Felicitas tröstete ihn mit theilnehmenden Worten und sprach schließlich: „Ich will die Mutterstelle an deinen Kindern vertreten. Nur muß ich bei Sonnenuntergang deine Burg verlassen und in mein Reich zurückkehren. Nie darfst du mir dorthin folgen!“ Der Ritter gelobte, das Gebot der Nymphe zu beachten. Felicitas verschwand einen Augenblick, erschien dann wieder in der Kleidung einer Edelbame und folgte dem Ritter auf die Burg, wo sie von den Kindern mit großer Freude empfangen wurde. Segensvoll waltete die neue Schloßherrin ihres Amtes und erregte durch ihre Schönheit und Güte überall Bewunderung.

Aber eines Abends, als Felicitas wiederum die Burg verließ, folgte ihr Ritter Burthard. Felicitas lenkte ihre Schritte zur Waldquelle und verschwand dort.

Es war eine milde, mondheile Maiennacht. Von der Waldwiese stiegen weiße Nebeldämpfe auf, die sich auf einmal in wunderschöne Nymphen verwandelten. In ihrer Mitte erschien jetzt ihre Königin Felicitas mit dem Diamantendiadem auf dem Haupte. So schön hatte sie Burthard noch nie gesehen. In anmutigem Reigentanze bewegten sich nun die Nymphen um ihre Königin und sangen bezaubernde Lieder. Da konnte sich Burthard, der sich bis jetzt hinter einem dichtbelaubten Strauche verborgen gehalten hatte, nicht mehr beherrschen. Er trat aus seinem Verstecke hervor und rief voll Entzückens den Namen Felicitas. Im Nu waren die Nymphen verschwunden. Nur ihre Königin blieb zurück. Traurig blickte sie den Ritter an und sprach: „Nun hast du selbst unser Glück zerstört. Ich muß dich nun auf immer verlassen. Leb wohl und grüße noch einmal deine lieben Kinder von mir!“ Dann verschwand sie. Starr vor Schreck stand der Ritter da. Dann rief er, laut klagend, den Namen der Waldfrau, aber vergebens. Groß war der Jammer im Schlosse, als Ritter Burthard die traurige Botschaft nach Hause brachte, daß die gütige Nymphe für immer Abschied genommen habe.

Nach qualvollen Tagen und Nächten, in denen Burthard seine Neugierde verfluchte, fügte sich der Unglückliche ins Unabänderliche. Er erzog seine Kinder im Geiste seiner ehemaligen Schutzfrau, so daß sie im Leben zu reichen Ehren kamen. Auf seinem Antlitze aber lag fortan ein ungewöhnlicher Ernst und in seinem Herzen hatte er keine Freude mehr bis an sein Ende.

Der Schwedentwein von Rostitz

In der Nähe des längst vergessenen Dorfes Rostitz erhob sich einst ein stolzes Grafenschloß. Vor demselben ragte eine mächtige Eiche empor und schirmte einen Brunnen. Während des 30jährigen Krieges flüchtete

in dies Schloß ein nahe, reiches Kloster mit allen Schätzen. Ein feindlicher Reiterobrist wollte den Grafensitz stürmen und alle Schätze heben, was ihm bald gelang. Der Graf verweigerte aber die Auslieferung. Als die junge Gräfin Kunigunde, um das Leben der Ihren zu schonen, die Stelle des Schatzes verriet und ihn vor dem Brunnen mit dem Bruder Kurt teilte, ergrimmte der alte Graf, stieß die Tochter in den Brunnen, warf ihr die Schätze nach und verfluchte seine Tochter und den Oberst. Da tat sich die Erde auf und das Schloß versank. Nur die mächtige Eiche mit dem Brunnen blieben stehen. Kurt weinte am Fuße des Baumes, denn Kunigunde sollte nach dem Fluche des Vaters mit dem Reiterobrist an die Eiche gebannt sein und als goldene Henne im Schoße der Erde von den Schätzen zehren, bis sie zu Ende seien oder ein Mensch aus Habsucht sein Leben um sie verkaufe.

Unendlich traurig lebte Kunigunde, täglich ein goldenes Weizenkorn verzehrend. Sie weinte und weinte Perlen und Diamanten. Nur dann war sie glücklicher, wenn sie einem Menschenkinde ein goldenes Ei schenken konnte und so ihr Los um 100 Jahre kürzte.

Unweit von der Ödung erbaute man das Dorf Schackwitz. Dasselbst lebte einst der Waisenknabe Hannes, der seinem reichen Vetter diente. Als er später das Vieh weidete, hielt er sich gerne bei dem Brunnen unter der Eiche auf und kannte auch bald seine Geschichte, ja vernahm auch Gesang aus dem Brunnen.

Eines Tages teilte Hannes seine karge Mahlzeit mit einem bettelnden Greise. Als er auf kurze Zeit bei seiner Herde Umschau hielt, fand er keinen Bettler mehr, dafür einen stattlichen Mann in seltener Tracht, der Hannes versprach, ihn besonders zu belohnen, ihn reich zu machen. Der Obrist, es war der verkleidete Bettler, lehrte den Hirten den Spruch, mit dem er der verzauberten Kunigunde helfen könne. Alle halbe Jahre sprach er nun seinen Spruch und erhielt zum Danke hiefür ein Goldei. Zehn Jahre hütete er sein Geheimnis und verwahrte seinen Schatz auf der Weide, bis er eines Tages seinem Vetter davon Mitteilung machte. Die Habsucht schüttelte gleich den Bauer und er ließ mit dem zaubervollen Spruch die Henne hervorkommen. Er verlangte gleich den Weinkeller des Grafen zu sehen, was ihm die Henne zusagte. Gespenstisch stieg das Schloß aus dem Erdboden empor und der Bauer betrachtete nun die lange Reihe der Stüdfässer, lief heim und ließ die größten Leiterwagen ausspannen, die er besaß. Durch einen eingetretenen Nebel konnten Hannes und der Knecht die Eiche nicht finden. Der Bauer hörte die Wagen rasseln und sie sich wieder entfernen. Da vergaß er sein Versprechen, nichts zu reden, und rief voll Habgier nach Hannes.

Da stürzten neuerlich das Schloß, die Schätze und der im Golde wühlende Bauer in die Tiefe.

Als Hannes endlich zur Eiche kam, saß auf dem Brunnenrande Gräfin Kunigunde in ihrer menschlichen Gestalt und bei ihr stand der alte Obrist. Hannes wurde ob seines Ebenbildes mit Kurt zum Erben all der Schätze, die der Vetter zurückließ, eingesetzt und kehrte mit der Maid, die ihm Kunigunde zur Gattin anserkor, heim.

Kunigunde, der Obrist und die treuen Gefährten entschwebten als lichte Wolken in weiter Ferne.

Der Rabenstein

Auf der Burg Rabenstein lebte vor grauen Zeiten eine milde, wohlthätige Fee, namens Margutta. Viele Kranke kamen zu ihr, um Heilung zu erlangen. Als die Fee eines Tages ausging, um die Hütten der Umgebung zu besuchen, fand sie einen schlafenden Jüngling. Sie weckte ihn, stärkte ihn, weil er erschöpft war, mit Speise und Trank und erfuhr sodann von ihm, daß er Rüdiger heiße und den grausamen Grafen Balder, weil er seiner Schwester Schmach und Schande angetan, erschlagen habe. Dafür sei er vom Kaiser in den Bann getan worden und irre nun wie ein gehektes Wild in fremden Ländern umher. Margutta wurde durch die Worte des Jünglings gerührt, fand Gefallen an ihm und bot ihm ihre Hand. Viele Jahre lebten sie im Kreise ihrer vier Kinder in ungestörtem Glücke. Doch das sollte anders werden. Einer der Knappen wurde von Räubern überfallen und in den sogenannten Räuberturm geworfen. Dem Gefangenen aber gelang es, seinen Wächter zu ermorden und zu fliehen. In die Burg zurückgekehrt, erzählte er, daß im Turme ein Greis mit bereits schneeweißen Haaren gefangen sei, der sich stets angelegentlich nach Rüdiger erkundigt habe.

Der Burgherr fürchtete, daß der Gefangene sein Vater sein könnte, bot sein Heer auf und erstürmte Burg und Turm. Sein Vater war bereits eine Leiche. Der Schrecken darüber raubte Rüdiger den Verstand. Er wütete wie ein Ungeheuer. In Strömen von Menschenblut suchte er sein Rachegefühl zu erstickern, selbst seine Kinder schonte er nicht. Schon hatte er drei an den Rabenfelsen geschmettert; eben wollte er auch das letzte in grausamer Weise ermorden, als Margutta herbeieilte und in jähem Schrecken aufschrie. Rüdiger wurde darüber zu Stein. Seine Gemahlin aber floh mit ihrem Kinde von der unheilvollen Stätte fort und kehrte nie wieder. Deutlich erkennt man noch heute das steinerne Gesicht Rüdigers; in finsternen Nächten erscheinen seine Augen blutrot gefärbt und häufig hört man das Wimmern und Stöhnen der erschlagenen Kinder.

Die Brotmutter bei St. Niklas

Am rechten Seitenaltar bei St. Niklas steht eine Marienstatue, die die Gemahlin des Generals Clam Gallas im 30jährigen Kriege vor der Vernichtung durch kirchenräuberische Soldaten rettete. Abends stellte sie die Statue auf die Brottruhe und verrichtete mit ihren Kindern im Angesichte des Holzbildes die Andacht. Seither nahm das Brot in der Truhe nicht ab. Bei ihrer Anwesenheit in Znaim schenkte die Gräfin die Statue den Nonnen von St. Clara. Von dort kam die „Brotmutter“ in die St. Niklaskirche.

Der Eremit vom Gliaßfelsen

In der Nähe des heutigen Felsblockes Rabenstein war einst die Wohnung eines Räubers, der viele Freveltaten beging. Im Tale weiter wohnte ein Einsiedler, der in einer Höhle durch Gebet und fromme Werke Gott diente.

Zu diesem verirrte sich einst ein frommer Ritter mit seinem zwölfjährigen Söhnchen. Er wollte einen Freund besuchen, den er schon lange nicht gesehen hatte. Der Einsiedler bewirtete seine Gäste und bot ihnen Unterkunft. Er brachte sie auch am nächsten Morgen auf den richtigen Weg.

In der Gegend, wo jetzt der Rabenstein emporragt, stürzte plötzlich der Räuber aus dem Gebüsch hervor und schlug den Ritter nieder. Auch gegen den wehrlosen Knaben führte der Räuber den Todesstreich. Da geriet der Einsiedler in hl. Zorn und er flehte den Himmel an, er möge den Verbrecher strafen. Es geschah! Mit erhobener Hand wurde er zu Stein erstarrt. Selbst das Felsstück ist in der Erinnerung noch dem Wanderer fürchterlich.

Hirt und Schafe

Auf dem Pöstenberge lebte einst ein Hirt, der dortselbst täglich seine Schafe weidete. Er tat aber Böses und wurde samt seiner Herde in Stein verwandelt. Heute noch kann man den Hirt mit der steinernen Herde dort oben zerstreut liegen sehen.

Der Geldkeller

An einem Ostersonntag ging eine Bäuerin mit ihrem Kinde von Raschetitz nach Pumlitz. Als sie über die Felder schritt, läutete es in Znaim zum Hochamte. Stand da am Wege ein Keller plötzlich offen. Als die Bäuerin hineinsah, sah sie zwei Bottiche mit Gold- und Silbergeld. Sofort ging sie mit ihrem Kinde, das sie eingebunden trug, in den Keller, setzte es auf den Silberbottich und trug mit ihrer Schürze Goldgeld heraus. Da aber verstummten die Glocken. Als die Frau die Schürze wieder geleert hatte und sich umsah, waren Kind und Keller verschwunden. — Nun weinte und jammerte und klagte sie; doch es half nichts. Traurig ging sie heimwärts und ließ sogar das Geld liegen. Sie bat den Pfarrer in Raschetitz um Rat, der sie aufforderte, im nächsten Jahr zur selben Zeit wieder zur selben Stelle zu gehen. Es geschah. Als die Glocken wieder zum Gebete riefen, tauchte der Keller wieder aus der Tiefe. Er war offen und auf dem Silberbottich saß noch das Kind und aß einen roten Apfel. Rasch rannte das Weib hinein, nahm ihr Kind und eilte ins Freie. Geld nahm sie keins. Die Glocken verstummten; der Keller versank. — Der Volksmund weiß ferner zu erzählen, daß der Besitz aus dem aufgehobenen Stifte Klosterbruck stammt und von Mönchen eingescharrt wurde. Erst, wenn einst große Not ins Land ziehen wird, dann werde der Keller sich öffnen und die Thahabewohner vor dem Äußersten schützen.

Der Teufelsgraben

Das Bächlein, das am Markomanenlager und bei den Trümmern des sagenhaften „Cikanov“, einer mächtigen Zigeunerstadt, vorüberfließt, nimmt seinen Lauf an merkwürdigen Trümmerhalden und Nesten von Umwallungen und fließt durch einen gähnenden Schlund, worin es wild tobt und zischt und gurgelt. Es ist dies der Teufelsgraben, der wegen des Vorkommens des Feuer salamanders auch „Salamandergraben“ geheißen wird.

Der Teufelshase

In Kl.-Olkowitz drochen 3 Männer Getreide. Bei der Faufe tranken sie zuviel, hatten daher einen Rausch und es stach sie der Fürwitz. Sie hätten gerne gewußt, wie es dem Menschen beim Aufhängen sei. Da bot sich einer an, er werde sich auf der Leiter aufhängen, die andern mögen ihn aber abschneiden, wenn er es sagen werde; nachher werde er ihnen erzählen, was es in der Hölle Neues gäbe. Als bald hing er an der Leiter. . .

Da aber rannte ein „krumper“ Hase durch die Scheune. „Den kriegen wir“, riefen die zwei andern und rannten wie Wilde dem Hasen nach, der zur Thaya hinaus lief und in einem Gebüsch ihren Augen entchwand.

Nun aber erinnerten sie sich ihres Kameraden auf der Leiter. Schnell sprangen sie heim; doch es war zu spät. Auf der Leiter pendelte der arme Dreischer mit herausquellenden verglasten Augen und blauer, bis an die Brust herabhängender Zunge. Starr standen die Beiden vor Grausen und Schrecken. Da scholl von der Thaya her ein entsetzlicher Suchschrei, daß die Tennsäulen zitterten und die Scheunenmauern wackelten. Diesen Suchschrei hatte der Teufel ausgestoßen vor Freude, daß er eine arme Dreischerseele so schnell erhalten hatte; denn der Erhängte war ein frommer Mann gewesen.

Öde Mühlen

Von den Ruinen der drei „öden“ Mühlen geht die Sage, daß Hinz von Lippa, der gefürchtete Raubritter auf Raha, ihre Zerstörung herbeigeführt habe. Wahrscheinlicher ist, daß Hochwasser die schon im 16. Jahrh. in Trümmern liegenden Mühlen zerstört hat. Die unterste Mühle wird um diese Zeit schon urkundlich als „Turnhoft“ bezeichnet.

Das Markomannennlager

Um die Trümmerhaufen von Mauern und Wällen weiß auch der Volksmund Verschiedenes zu erzählen und sagt, sie seien durch Höllenspuck entstanden. Um der Ausbreitung der Christuslehre ein Ziel zu stecken, soll der Oberste der Teufel die Mauer aufgeführt und den Teufelsgraben errichtet haben. Noch heute heißt es dort „Teufelsmauer“ und „Teufelsgraben“ und im Schatten derselben tauchen allerlei unheimliche Erscheinungen auf, die durch das Kreuzeszeichen gebannt werden können.

Der betrogene Teufel von der Burg Neuhäusl

Wo heute die Ruine Neuhäusl steht, war einmal eine schöne große Burg, in welcher der Ritter Kunibert, seine Gemahlin Friedlinde, sein Söhnchen Gernot und ihr Gefolge lebten. Im August eines heißen Jahres jagte der Ritter Kunz von der Raha den Neuhäuslern Fehde an und kam mit vielen Kriegsknechten gegen Neuhäusl gezogen. Trotz seiner Macht und Stärke konnte Kunz die Burg nicht erstürmen, denn Kunibert und seine Mannen wehrten sich tapfer. Doch eine furchtbare Gefahr drohte den Verteidigern. — Es war ein trockenes Jahr und der einzige Brunnen der Burg gab wenig Wasser. Als eines Morgens ein Knecht den Eimer in den Brunnen ließ, da gewahrte er mit Schauern, daß in dem Eimer Schlamm statt Wasser herauskam. Diese Tatsache rief ungeheures Entsetzen hervor; denn es blieb jetzt nichts anderes übrig, als die Burg dem Feinde zu übergeben oder zu verdursten. Nur ein Wunder konnte noch helfen.

Die Burgfrau mit ihrem Söhnlein flehten in der Knechte auf den Knien zu Gott um Hilfe. Auch der Ritter mit seinen Kriegsknechten beteten um Regen. Doch keine Wolke zeigte sich, die das kostbare Maß bringen sollte. Am Abend ging Ritter Kunibert noch einmal zum Brunnen und zog den Eimer heraus. Im Eimer war wieder nur Schlamm. Da dachte der Ritter: „Wenn mir Gott nicht hilft, soll mir der Teufel helfen.“

Raum war dieser Gedanke seinem Gehirn entsprungen, da hörte der Ritter ein Säusen und Brausen und dem Brunnenschacht entstieg inmitten eines glühenden Funkenregens ein Mann. Er war ganz ruhig im Gesicht und hatte pechschwarze Haare. Funkelnde Augen blitzten den Ritter an und ein häßlicher Mund sprach: „Hier bin ich; was willst du?“ Darauf der Ritter: „Wasser brauche ich. Trinkwasser. Sonst muß ich mich mit meiner Besatzung dem Feinde ergeben. Hilf mir!“ „Gut, ich will dir helfen. Als Lohn mußt du mir aber deinen Knaben Gernot geben.“ Der Ritter erschrak über diese Forderung und wollte lieber alles andere bieten. Doch umsonst. Wollte er gerettet werden, so mußte er das Zugeständnis machen: „Wenn die Linde im Burghof das nächstemal blüht, will ich dem Teufel meinen Sohn übergeben.“ Widerstrebend tat er es. Darauf verschwand der Schwarze und nur ein Geruch nach Schwefel blieb zurück. Als der Ritter aufjah, da stand eine schwarze Wolke am Himmel. Aus dieser fiel bald strömender Regen. Dieser erquickte die Bewohner der Burg und stärkte ihren Mut zum Kampfe. Die Verteidiger unternahmen einen Ausfall und vertrieben den Feind.

Kunibert erzählte seiner Frau, welchen Lohn er dem Teufel für seine Hilfe versprechen mußte. Friedlinde war entsetzt und weinte und betete Tag und Nacht. Immer näher kam der Monat Mai und damit die Blütezeit der Linden. Alle Obstbäume blühten schon. Die Burglinde begann zu treiben und setzte schon kleine Knospen an. Da träumte der Burgfrau: Sie sah im Traum den Burghof. Viele Menschen standen dort. Der Platz, den die Burglinde sonst einnahm, war aber leer. Dort stand eine engelgleiche Gestalt und in der Luft schwebten hunderte Englein und sangen die lieblichsten Melodien.

Sie erwachte und erzählte ihrem Gatten den Traum. Im dämmernden Morgen füllten noch die Knechte die wunderschöne Burglinde. — Zwei Tage darauf entstieg dem Brunnenschachte eine Rauchwolke und in ihr stand der Teufel. Er blickte über den Burghof, blickte noch einmal; aber dort wo er die blühende Linde zu sehen hoffte, war nur ein leerer Platz. Er stieß einen fauchenden Laut aus und war gleich in Rauch und Gestank verschwunden. Der Ritter aber, seine Frau und das ganze Gefolge dankten Gott für die Errettung des Knaben.

Der Teufelsitz am Galgenberg

Ein böser Knecht häufte Verbrechen auf Verbrechen und schob sehr geschickt die Schuld auf andere. Das gelang durch lange Zeit. Endlich entlarvte ihn der Graf von Frain. Er ließ ihn durchpeitschen und in den Burggraben werfen. Von da schleppte sich der „rote Peter“ bis zum Galgen, dort sank er zusammen. Es erscheint der Böse und veranlaßt ihn, sich dem Teufel zu verschreiben.

Das geschieht. Dafür erhält Peter Kenntnis von einem großen Schatz, der in einer Felspalte liegt. Peter nimmt, wenn er Geld braucht, hier soviel ihm beliebt, bis er endlich vom Teufel in die Tiefe gestürzt wird.

Schattau

„Nach dem Tod Brzetislaws ist 1056 erwähnt worden sein Sohn Spithenew (Spitihuev) nach dem Spithenans sein Bruder Wratislaws

welcher 1063 zur Ehe genommen Swasawan Königs in Böhlen Schwester, da hat das berfische Hans unterschiedliche Ämter und Frondienste in Mähren, Schlesien und Ungarn verwaltet. Da hat Berka nächst Znaim ein Dorf angelegt und hat ihm der Herzogin Swatawa zu Lieb den Namen beigelegt verkürzet Sfatawa zu deutsch Schattau.

Nach einer alten Handschrift.

*

Es geht die Sage. Unzendorf war über Nacht im Erdboden verschwunden. Als die Leute in der Früh kamen, sah nur mehr die Turmspitze heraus. Ein Eber hatte an der Glocke gerührt und sie läutete. Die Gräfin aber sprach: „Schad' um die Au“. Daher der Name — Schattau.

Hardegg

Die Sage leitet den Namen von der „harten Ecke“ ab, die die Thaya daselbst macht. Doch scheint mehr Beachtung die Erklärung zu verdienen, die den Namen der an der äußersten Waldecke des Manhartsgebirges gelegenen Burg von Hard (Wald) herleitet. Hardegg wäre somit gleichbedeutend mit Waldeck.

Eine andere Sage kündigt: Als Hardegg fertig erbaut war, wußte man nicht, welchen Namen man der Stadt geben sollte. Am Marktplatz standen die Ratsherren und dachten eben darüber nach; da kam ein Fremder vorbei, dem die Gegend so gut gefiel, daß er beim Vorübergehen laut ausrief: „Hardeck,* ist's da schön!“ — Das hörten die Ratsherren und gaben der Stadt den Namen Hardegg.

Wie der Dainischbach zu seinem Namen kam

Wenn man von Znaim kommend die Straße gegen Netz wandert, berührt man als letzte Ortschaft in Mähren Gnadlersdorf. Den Ort durchfließt ein Bächlein, auf der Karte als Danisch B., Dainisch B. bezeichnet. Unscheinbar ist dies Bächlein und an regenarmen Tagen vertrocknet; doch nach Regengüssen führt es gewaltige Wassermassen mit sich, Wassermassen, die 1870 den Schattauern die Scheunen manns hoch unter Wasser setzten.

Woher der Name Dainischbach? Meist ist es doch eine Ortschaft, die für die Benennung eines Baches maßgebend ist?

Es lebte einmal im Gnadlersdorfer Walde in einer armeligen Hütte ein frommer Einsiedler, Dainisch mit Namen, der den Leuten heilbringende Kräuter sammelte und in schwierigen Lebenstagen mit Rat und Tat zur Seite stand. Im dankbaren Herzen der Leute lebt er weiter. Heute noch führt die Quellgegend, wo einst die Hütte stand, die Bezeichnung „Dainischbrunn“ und die Felder entlang des Weges, den Dainisch zur Kirche zu gehen pflegte, nennt selbst das Grundbuch „Dainischwegen“.

Trotzdem jedwede Spur vom Vorhandensein einer Hütte schwand — der Dainischbach wird späteren Geschlechtern noch vom Einsiedler Dainisch und seiner Hütte erzählen.

Wie der Schobeser entstand?

Die schöne Thaya gelblich grau,
Die fließt durch grüne Auen.

*joviel wie „Herrgott“.

Wenn ich in ihren Spiegel schau,
Faßt mich ein heimlich Grauen!
Du bist ein Fluß und bist es nicht,
Du hast zu wenig Wasser!
Man badet, wenn die Sonne sticht,
's wird kaum der Knöchel nasser!

Wer staunt, daß man zum Himmel schrie
Um „mehr“ der kühlen Tropfen,
Und Gott verläßt die Menschen nie,
Tut nicht sein Ohr verstopfen!

Gott Vater hört den Klageruf,
Kann Menschenqual ermessen,
Sieht, daß, als er die Thaya schuf,
Das Wasser ganz vergessen!

Er spricht: „Das Wasser weit und breit
Ist alles schon vergeben,
Drum müßt ihr schon in Ewigkeit
An diesem Bächlein leben!

Doch weil ich seh, ob alt, ob jung,
Kein Frosch kann froh drin leben,
So will ich als Entschädigung
Euch bessere Tropfen geben!“

Sprach's baut den „Schobes“ auf in Eil,
Den Grünen und den Längen,
Stellt Weinstöck auf die lange Zeil,
Die voll von Trauben hangen.

„Weil Wasser ihr zu wenig habt,
Will ich's durch Wein ersetzen,
Drum fröhlich euch an ihm erlabt,
Tut eure Kehl beneken!

Und besser soll der Tropfen sein
Als weit und breit zu finden,
Es soll den Ruhm von eurem Wein
Die ganze Welt verkünden!“

Drum wächst der Wein am „Schobes“ gut,
Schon damals und noch heute
Und was der Saft den Menschen tut,
Das wissen — manche Leute.

Der Stein vor dem Glockenhanse in Klein-Oskowitz

In einem Bauernhanse in Klein-Oskowitz kamen an einem stürmischen Winterabende etliche Dorfbirnen und Kocknechte zusammen und schliffen Federn. Mit allerhand Kurzweil und lustigen Späßen vertrieben sie sich die Zeit. Als aber die Gesellschaft um 11 Uhr nach Hause ging und beim Glockenhanse vorüber wollte, sahen sie dort einen feurigen Mann herum-schleichen. Er trug einen großen Stein unter dem Arme und heulte ununterbrochen: „Wo soll ich den Stein niederlegen?“ Alle erschrafen heftig und

standen starr vor Entsetzen. Der Feuermann aber ließ sich nicht beirren, heulte und jammerte in einem fort. Unter den Federschleißern war auch eine Dirne; sie hatte ein vorlautes Maul und mußte deswegen schon oft büßen. Auch diesmal kigelte sie ihre vorwitzige Zunge und als der Feuermann wieder um die Ecke bog und kläglich fragte, wo er den schweren Stein niederlegen solle, rief sie ihm zu: „Lege ihn wieder dorthin, wo du ihn geholt hast!“ Augenblicklich ließ der Rote den Stein fallen und war mit einem Sprunge bei der Dirne. Mit seiner glühenden Pranke fuhr er ihr über die rechte Backe, verbrannte sie schwer und verschwand mit dem Ausruf: „Vergelt's Gott, Du hast mich erlöst!“ — Die Dirne aber fiel vor Schreck in Ohnmacht und mußte nach Hause getragen werden. In vierzehn Tagen war sie eine Leiche. Der Stein aber, den der Feuermann vor das Glockenhaus niedergelegt hat, war noch vor wenigen Jahren dort zu sehen. Es war ein eimerfaßgroßer Kieselstein, der beim Umbau des Halterhauses für die Grundmauern verwendet wurde.

Ortsname „Mühlfraun“

Wo sich heute der Ort Mühlfraun ausbreitet, lag vorzeiten hart am Thayaufer eine Mühle, die 3 Frauen gehörte. Von diesen führte sie den Namen „Frauenmühle“. Sie war die einzige in dieser Gegend, darum kamen von weit und breit viele Bauern dorthin, um ihr Getreide zu mahlen. Fragte man die Leute: „Wohin fahrt ihr?“ so gaben sie zur Antwort: „Zu den Mühlfraun!“ Die Ansiedlung, die hier später entstand, erhielt den Namen „Mühlfraun?“

Die Zulber Kirche

Da, wo heute die Zulber Kirche, Schule und Mühle stehen, war vorzeiten eine Wiese. Einst kam im Juli ein Bauer daher, um das Gras zu mähen. Wie erstaunte er aber, als er am Wegrande, gerade unter den Weiden, einen Schneefleck fand. Er deutete dies als Mahnung des Himmels, hier ein Kirchlein zu bauen. Allein, das hiezu nötige Geld fehlte. Das machte dem frommen Manne viel Kummer. Er ging in seinen Keller, um sich bei einem Becher guten Weines gute Gedanken zu holen. Doch was Wunder! Er konnte den Heber nicht ins Faß bringen; er stieß gleich oben hart an. Er versuchte das Faß zu rütteln, allein es widerstand. Kurz entschlossen schlug er die oberen Dauben mit der Kellerhacke ein. Da gleiste ihm gediegenes Silber entgegen. — Nun war Geld genug da. Das Kirchlein wurde gebaut und erhielt den Namen „Maria unter den Weiden“.

„Wolfbeißer“

Ein Ried, gegen Dörfitz gelegen und zu Tatzwitz gehörend, führt den Namen „Wolfbeißer.“ Es soll durch folgenden Vorfall zu seinem Namen gekommen sein. — Als noch die ganze Gegend dortselbst mit dichtem Walde bedeckt war, ging ein armes Mütterlein Dürholz klauben. Bei ihrer mühsamen Arbeit merkte sie nicht, daß ein Wolf herangeschlichen war. Ein Sprung und er hatte sich in die Frau verbissen. Ueber das Schmerzensgeschrei der Armen erschrak der Wolf und ließ die Frau los. Es hatte aber auch ein Häslein aufgeschreckt, das eben vorbeilief. Auf dieses stürzte sich nun der Wolf und das Weiblein war gerettet.

Der Grenzstein am Thahadamn (Teichdamn)

Das war eine Freude allenthalben, als es hieß, daß der Bauer frei sei und schalten und walten könne wie er wolle. Die Herrschaft habe den Grund abzugeben, so daß der Bauer nun frei leben und wirtschaften könne. — In Boslowitz saß damals Graf Hompesch. Auch die Klein-Oskowitzer wollten ihren Teil erhalten. Die Grenze war bestimmt und verlief von der „Hrzenklinger“ schnurgerade durch den großen Teich, ehemals Fischteich (heut ca. 1300 Mezen groß und ebener, guter Boden), zur Thaha. Die Grenzsteine waren ausgelegt, aber der Teil ging dem Herrn Grafen ein wenig zu stark in den Teich hinein. „Zu guter Grund für dieses Bauernpack“, sagte er und ruhte nicht, bis der Grenzstein durch ihm ergebene Leute versetzt wurde, bis dorthin, wo heute die Grenze verläuft.

Fast die Hälfte des großen Teiches hatte er dadurch gewonnen. Einen Stein, der auf dem Damme gegen Erdberg steht, hatte er aber übersehen. — In hellen Nächten, so heißt es, kommt sein Jagdwagen, vor den 2 Klappen gespannt sind, angefahren, der Herr Graf steigt aus und beißt an dem Stein, bis es 1 Uhr schlägt. Die Kutsche fährt unterdessen auf der rechtlichen Grenze hin und her. Ist die Stunde um, so hält der Wagen beim Stein, der Graf steigt ein und im sausenenden Galopp geht es durch den Teich davon. Der Stein ist heute noch zu sehen. Am oberen Teile sieht man ihn noch „ohkiefelt“, d. h. angebißen.

Die Schreckstaub'n

Unterhalb des Bahnhofes Possitz an der rechten Seite in der Richtung gegen Grusbach ist ein Alazienwäldchen, das im Volksmunde den Namen „Schreckstaub'n“ führt. Die Eisenbahn nimmt heute den Weg, auf dem in alter Zeit eine wichtige Straße führte. Auf ihr wurde aus Polen und Ungarn das Salz in unsere Gegend gebracht, die „Salzstraße“ vom Volke genannt. Gar viele Fuhrwerke rollten auf dieser Straße dahin und viele Einfuhrhäuser gab es daselbst, damit die Fuhrleute mit Roß und Wagen Nahrung und Herberge fanden. Auch hier in diesem Wäldchen stand ein Wirtshaus, das gar freundlich zur Einfuhr lud. Doch seltsam! Bald verschwanden von den eingestellten Wagen etliche Säcke Salz, bald war über Nacht Roß und Wagen verschwunden, bald wieder einmal fehlte der Kutscher und war nicht mehr zu finden. Da wurde das Haus gemieden. Jeder Fuhrmann trieb seine Lastfuhr nur schnell an dem verrufenen Räuberwirtshaus vorüber und kehrte nur im Notfalle ein. Die Herberge wurde der Schrecken der ganzen Gegend. Endlich gelang es, die Räuber dem Galgen zu überliefern. Das Haus verfiel und an seiner Stelle wucherte der Wald, der heute „Schreckstaub'n“ heißt.

Der Heiligenstein

Am Berghang, der knapp an der mähr.-österr. Grenze sich gegen Nezbach neigt, steht über einem Quellbrunnen eine kleine Kapelle, von riesigen Bäumen beschattet. Herwärts, gegen Gnadersdorf, sieht man die Grundfesten einer Kirche, die einst den Ruhm des St. Wolfgangbrunnens schmälern wollte und vom Bischof gesperrt wurde. Vor den Trümmern der Kirche liegt ein mächtiger Stein, der 13 große, schalenförmige Vertiefungen aufweist. Sammelt sich in diesen Schalen das Regenwasser, so

eilen die Mütter mit augenkranken Kindern daher, wuschen ihnen Gesicht und Augen und das Uebel ist wie weggeblasen.

St. Wolfgang habe, als noch dem heidnischen Gotte hier Opfer gebracht wurden, mit seinem Hammer gegen den Opferstein geschlagen, bis die Male tief und rund wie eine Schale wurden, und das Wasser, das ein plötzlicher Regen auf den Heidenstein herabrinnen ließ, gesegnet, so daß es wundertätig wurde.

Die St. Wolfgangsjage

Ein Ritter führte ein Leben voll Abenteuer. Blind geworden und wegmüde, rastete er an der Wolfgangquelle. Als er sich die Augen mit dem Quellwasser wusch, wurde er sehend. Frohgemut zog er auf neue Abenteuer aus. Als aber später sein Pferd blind geworden, wollte er auch ihm mit dem Wunderwasser die Augen waschen. Und siehe da! Am Quellenrand sank das Pferd in die Knie und die Eisen fielen ihm von den Hufen.

Die Eisen sind noch heute in der Kirche zu Gnadersdorf zu sehen.

Das Schafwitzer „Bründl“

Auf dem Schlosse zu Frischau lebte vor vielen Jahren ein Fürst, der lange Zeit krank war. Er ließ sein Trinkwasser täglich vom Lechwitzer Wallfahrtsbründl holen.

Eines Tages verspätete sich der Kutscher und brachte das Wasser vom Schafwitzer Bründl.

Es mundete dem Fürsten viel besser und er wurde auch davon gesund.

Während der Mette

Wo der Jaispigbach aus seiner Verengung ins weite Tal mündet, ist die Gemeinde Durchlaß. Da lebte ein junges Ehepaar aus dem nahegelegenen Orte Proßmeritz, wo die Mutter der jungen Frau wohnte. Auch zur Christmette, die damals um Mitternacht gefeiert wurde, wanderte die junge Frau ihrem Heimatorte zu und wollte ihr Kind während des Gottesdienstes der Mutter übergeben. Vor dem kleinen Dörfchen Gaiwig, das sich am steilen Abhange des rechten Wachsers ausbreitet, erblickte die Frau in der Böschung einen Lichtschein, der immer greller wurde. Es kam alles aus einer hell erleuchteten, breiten Höhle. In der Mitte derselben war ein Gang und zu beiden Seiten lagen Goldstücke aufgehäuft. Das blanke Gold lockte die Frau in die Höhle, wo sie Rundschau nach einem Lebewesen hielt. Als sie keines erblickte, fragte sie, wem das Gold gehöre. Sie erhielt aber keine Antwort. Da legte sie ihr schlafendes Kindlein vorsichtig auf die Erde, bepackte ihre weite Schürze mit Goldstücken, trug die schwere Last hinaus und legte sie auf die Erde. Da krachte und polterte es hinter ihr und an Stelle der Höhle war die nackte, steile, finstere Böschung. Die Frau zitterte und schrie aus Leibeskräften nach ihrem Söhnchen. Weinend und mit den Händen ringend, stand sie lange da. Schließlich nahm sie das Goldbündel und wanderte nach Proßmeritz zur Mutter. Der erzählte sie ihr Erlebnis und wurde mit bitteren Vorwürfen überhäuft, daß sie so leichtsinnig ihr Kind verlor. Die junge Frau schlich weinend heim und fürchtete, auch da unsanft vom Manne empfangen zu werden. Der war zwar sehr erregt, tröstete aber die Frau und gab den

Nat, im nächsten Jahr wieder den Kirchengang zu unternehmen, sicher werde da die Höhle offen sein und sie werde darin ihr Kindlein finden.

Die Frau konnte den Christtag nicht erwarten. Lange vor Mitternacht stand sie an der Stelle, wo im Vorjahre die Höhle war. Um Mitternacht öffnete sich der Berg und die Höhle ersahle im hellen Licht. Mit einem Aufschrei stürzte die Frau hinein, achtete nicht des links und rechts aufgespeicherten Goldes und suchte nur ihr Bublein. Am Ende der Höhle saß es und spielte mit den Goldstücken. Die Mutter ergriff ihr Kind, das sich aus Herz der Mutter schmiegte, und eilte ins Freie. Hinter ihr stürzte die Höhle polternd ein und vor ihr stand ein Zwerg mit langem Haar und Bart mit drohender Miene, der die Mutter aufforderte, das Kind wohl zu erziehen und das Geld zur Ausbildung des Sohnes zu verwenden.

Die Knödeleiche

Am Rande des Waldes Hoja, in der Nähe von Grusbach steht ein mächtiger Eichenbaum. Dieser Baum soll schon im 30jährigen Kriege dort gestanden sein. Zur Zeit des 30jährigen Krieges wurde im Dorfe Hoja eine Hochzeit gefeiert. Da kamen gerade die Schweden in diese Gegend. Alles flüchtete. Der Bräutigam wurde von den Schweden gefangen und mußte ihnen den Weg durch den finsternen Wald zeigen. Sie kamen zu einer großen Eiche mitten im Wald. Die Schweden verlangten, die Braut und noch andere Mädchen aus dem Dorfe sollen eine Mahlzeit herrichten und unter diese Eiche bringen und zwar sollten es Speckknödel sein. Da kamen plötzlich die Kaiserlichen und die Schweden hatten mit ihnen ein Gefecht. Als dies beendet war, kamen die Schweden zur Eiche — dort war schon der Tisch gedeckt — und warteten auf die Speckknödel. Auf einmal rief es aus der Baumkrone, wo sich die Mädchen des Dorfes versteckt hielten: „Da sind die Speckknödel“ und es flogen gut gezielt große Steine auf die Köpfe der Schweden. Viele wurden getötet. Die anderen aber stürmten in die Dörfer, zündeten sie an und machten alles dem Erdboden gleich.

Der Wassermann

Wo sich heute der Mühlbach durch die obstreichen Gärten der Au schlängelt, ging einst am Morgen ein Zulber nach Kl.-Olkowiz. Da sah er plötzlich in der ehemaligen, damals stark verschilften „alten Thaya“ einen Wassermann sitzen, der seine Stiefel neben sich stehen hatte und mit seinen langen Krallenfingern sein schilfgrünes Haar strähle. Der Mann schlich sich näher; doch plötzlich gewahrte ihn der Wassermann und sprang in die Flut, wo er sofort untertauchte. Bei der eiligen Flucht hatte er jedoch nur einen Stiefel mitgenommen; den zweiten fand der Mann und da er ihm paßte, nahm er ihn mit. Der Stiefel zerriß nie und solange der Mann lebte, brauchte er ihn nie sohlen oder richten zu lassen. Er schaffte sich auch stets nur einen Stiefel an. — Als er jedoch nach Jahren Schilf schneiden ging, fand man seine Leiche im Wasser. Der Stiefel des Wassermannes fehlte.

* * *

Einst gingen zwei Mädchen aus Hödnitz zur Thaya baden. Da sahen sie, wie der Wassermann auf einem Schemel saß und mit einem roten Bande spielte, das er immer wieder ins Wasser tauchte und dabei sagte: „Kommt her, ich gebe es euch“. Da hatten die Mädchen Angst und

riefen heim. Ein Bauer, der seine Kuh tränken kam, schwemmte den Wassermann mit einer Welle ins Wasser.

*
*
*

Zu einem Fleischhauer in Unter-Tannowitz kam, solange die Leute denken konnten, täglich ein uralter, ungemein hagerer großer Mann, um eine bestimmte Menge Fleisch einzukaufen. Niemand kannte ihn, denn er sprach nur einige Worte mit dem Meister und dieser selbst wußte nur, daß sein Kunde schon zu seinem Vorgänger, seinem Vater, täglich gekommen sei und wie er glaubte, auch zu seinem Großvater schon gekommen wäre. Und die ältesten Leute der Gemeinde bestätigten dies auch. Doch niemand konnte angeben, woher er sei; er kam stets vom Wege, der nach Muschau an der Thaya führte, doch auch dort ergab die Nachfrage kein Ergebnis.

Ein gar unmischer Gast war der Fremde; nichts war ihm recht. Er nörgelte am Gewicht und am Gelde, suchte täglich die Güte des kleinen Stückchen Fleisches herabzusetzen und den Preis niederzudrücken. Sein Gehaben dem Meister und den andern Kunden gegenüber ward immer unheimlicher und der erstere ersann nach langem Grübeln ein Mittel, um dem unbequemen Gast das Wiederkommen gründlich zu verleiden. Als eines Tages, während der Fleischhauer dem Alten das verlangte Fleisch von einem großen, schönen Rinder-Rippenstück herunterhieb, dieser wie gewöhnlich mit dem ausgestreckten Zeigefinger der wachsblassen, knochigen Hand das prächtige Fleisch prüfend betastete, schlug er schnell mit dem Beile zu und trennte den Finger mit kräftigem Schläge von der Hand.

Der Alte stieß keinen Laut aus. Er besah sich die Wunde, aus der zum Entsetzen des Fleischers kein Blut, nur ein paar Tropfen trüben Wassers tröpfelten, und steckte gelassen den Zeigefinger ein. Dann wandte er seine merkwürdig halbblauen, wässerigen Augen dem Meister zu und raunte: „Dich krieg ich schon noch.“ — Er drehte sich um und ging. Kein Mensch hat ihn mehr gesehen. Der Fleischer aber ging von nun an in steter Angst vor etwas, das auf ihn lauerte, umher. Und es kam ein schrecklicher Wolfenbruch, so daß das Wasser in großen Lachen auf der Straße stand. Der Meister wollte über den Hof in den Stall gehen, stolperte und fiel in eine weite Pfütze, aus der sich das Wasser wie eine manns hohe Welle hob. Das Gefinde sah deutlich die Gestalt des alten Mannes und hörte ein schauriges Lachen. Als die Leute sich ihrem Herrn näherten, der mit dem Gesichte nach unten im Wasser lag, war es zu spät; er war ertrunken. Der Wassermann hat ihn geholt!

Der Wassermann gehört zu den gefallenen Engeln, von denen Gott die eine Hälfte in die Hölle, die andere ins Wasser gestürzt hat.

Und die Eltern warnen ihre Kinder vor der Thaya und vor dem Brunn: „Geht nicht so nahe an's Wasser, sonst holt euch der Wassermann“.

Maurinfelein

Wenn man von Walthowitz nach Gurwitz geht, so kommt man auch an einer Steinbruchgrube vorüber.

Von dieser erzählt die Sage folgendes: Vor dem Schwedenkriege stand auf dieser Stelle ein Schloß. Als die Schweden durch unser Land zogen, verwüsteten sie, wie so viele andere Bauten, auch dieses Schloß. Bevor aber die Söldnerscharen kamen, flüchteten die Bewohner in die unterirdischen Räume.

Von zwei Mädchen, namens Naurinkelein und Stuzimuzi, erzählen die alten Leute heute noch, daß diese beiden Jungfrauen jenen, welche von ihnen gut redeten, allerlei Guttaten erwiesen, andere hingegen, die sie verspotteten oder höhnten, wiederum straften. Die beiden waren auch denen zugetan, welche die Tiere bei der Arbeit gut behandelten. Die anderen aber, die bei der Arbeit mit den Tieren grob waren und fluchten, hatten von ihnen nichts Gutes zu erwarten.

Einmal ackerte im Steinbruch (so heißen die Aecker dort) ein fleißiges Bäuerlein. Als es schon spät war und es ihn schon stark hungerte, glaubte es immer Geräusche zu hören, ähnlich dem Einschieben des Brotes in den Backofen. Da sprach es bei sich: „Naurinkelein und Stuzimuzi werden gewiß Brot backen; wenn sie wüßten, wie mich hungert, würden sie mir bestimmt auch ein Stück von ihrem Brote geben.“ Dann ackerte es fleißig weiter. Und siehe da! Als es wieder zum Wagen kam, lag auf den Kleidern des Bäuerleins eine wohlgeformte Brotflecke, wie sie in jener Zeit in jedem Bauernhause gebacken wurden. Nun war das biedere Bäuerlein den beiden Mädchen für das Essen herzlich dankbar, denn es sah weit und breit niemand anderen, den es hätte für den Spender halten können.

Ein anderesmal ging ein Landmann in die Stadt. Er machte sich schon in der Nacht auf den Weg, denn er wollte schon am Morgen auf dem Markte sein. Als er bei der Steinbruchgrube vorüberkam, sah er zwei Gestalten in der Grube verschwinden. Der Mann glaubte, das seien das Naurinkelein und Stuzimuzi. Da unter dem Volke der Glaube verbreitet war, daß sie auch Heilkundige seien, rief er ihnen nach: „Naurinkelein und Stuzimuzi geht in das Dorf, dort ist ein Kind krank.“ Was aber nicht auf Wahrheit beruhte. Er wollte sie nur foppen. Die beiden Mädchen gingen auch wirklich ins Dorf, suchten aber vergebens nach einem kranken Kinde.

Doch als der Landmann am späten Abend nach Hause kam, war sein eigenes Kind, welches noch am Morgen frisch und munter war, schwer krank. Die Leute, welche von dem Uebermute des Mannes wußten, sagten, daß die Krankheit des Kindes eine Vergeltung für seine losen Worte sei.

* * *

In einer finsternen, stürmischen Winternacht, knapp nach Weihnachten, saß in Al.-Olkowitz eine Bauernfamilie beim Federnschleifen, als es plötzlich aus Fenster klopfte. Der Bauer ging hinaus und da stand ein kleines Weiblein, das um Nachtherberge bat. Der Bauer brachte es in die Stube und alle erstaunten über das in einem Pelz steckende Weiblein. Auf die Frage, woher es käme, sagte es mit seiner Stimme: „Weit her!“ setzte sich aber gleich zum Tische und arbeitete mit. Dabei ging ihr das Federnschleifen so sehr von statten, daß es mehr leistete als drei andere. Die Bäuerin bewog das Weiblein als Dirn bei ihr einzustehen. In kurzer Zeit sah der Bauer einen reichen Segen in seiner Wirtschaft. Nach 3 Jahren saßen wieder alle bei Tische. Da klopfte es und eine seine Stimme rief: „Naurinklerl, sollst heim geh'n, Stuzimuzerl ist gestorben.“ -- Da stöhnte die Dirn tief auf, ging hinaus und kam nie wieder.

Die weiße Frau auf Schenkenberg

Eine kleine Felsenhöhe trägt die Ruine Schenkenberg, auch „Schimberg.“ Man kann daselbst noch den Spuren eines Wallgrabens und abenteuerlich zerbrockelter Mauerstücke nachgehen, um so den Ueberrest ehemals

romantisch-ritterlicher Herrlichkeit zu genießen. Es geht die Sage, daß ein verschütteter unterirdischer Gang vorhanden sein soll, in dem reiche Goldschätze und gewaltige Vorräte von köstlichem Wein aufgespeichert liegen, die aber von einer gespenstischen „weißen Frau“ grimmig bewacht werden. — Diese Sage hat auch schon zu mancherlei Nachgrabungen Anlaß gegeben.

Die Zelle des Einsiedlers

In der Nähe von Hardegg baut sich aus den Thahawellen senkrecht eine Felswand auf. Darin hängt wie ein Schwalbennest die noch gut erhaltene Zelle eines Einsiedlers, der vor Jahrhunderten hier sein beschauliches Leben geführt haben soll. Die Ueberlieferung weiß zu erzählen, daß der ehrwürdige Einsiedler mit wallendem Silberbarte einst ein mächtiger Ritter war. Um seine Missetaten zu sühnen, beteiligte er sich an einem Kreuzzuge und focht dort tapfer gegen die Ungläubigen. Er habe dann am hl. Grabe gelobt, sein Leben unter Fasten und Beten in wilder Einöde zu beschließen.

Der wilde Bauer

In Gr.-Deßau, nahe der Waldviertler Grenze, lebte vor vielen hundert Jahren ein reicher, aber hartherziger Bauer. Er besaß einen großen schwarzen Hund, mit dem er die Leute von seinem Hofe heizen ließ. Einst kam ein Geistlicher zu ihm, den er ebenso schlecht behandelte, so daß er von ihm verflucht wurde. Bald darauf geriet der Bauer in Not und Elend und als er sich nicht mehr zu helfen wußte, so verschrieb er sich dem Teufel, der ihm so lange nichts anhaben durfte, als ihn sein gottesslästerliches Leben nicht reute. Einst geschah es aber doch und der Teufel zerriß ihn.

Später soll der Bauer als Gespenst in Gestalt eines Jägers mit einer langen Hundspeitsche versehen, gewisse Wälder an der Thaya unsicher gemacht haben, wo er die Menschen, wenn sie abends zur Mühle gehen, an sich lockt, dann über sie herfällt und sie ängstigt.

Die Hausotter

In manchem Hause hält sich nach der Erzählung alter Leute eine gutartige Natter auf. Sie verbirgt sich gewöhnlich im Keller, in einer Kammer oder unter einer hohlen Türschwelle. Zu den Mahlzeiten pflegt sie aus ihrem Verstecke hervorzukommen, um nachzusehen, ob es nicht ein paar Tröpfchen Milch für sie gebe. Man soll dann die harmlose Schlange nicht aus dem Hause verjagen, denn sie bringt Glück ins Heim, wie es auch die nachfolgende Sage erzählt:

In einem Bauernhose Trains saß einst um die Mittagszeit ein kleines Mädchen auf der Schwelle der Haustür und aß mit einem Löffel Milch aus einem Schüsselchen. Auf einmal kam unter der Türschwelle aus dem hohlen Mauerwerk eine Natter hervorgekrochen, die sich vor dem Kinde aufrichtete, ihr gabeliges Zünglein zeigte und sich anschickte, aus dem Schüsselchen Milch zu lecken. Das kleine Mädchen erschrak heftig, fing an zu schreien und erhob schon den Löffel, um nach der zudringlichen Natter zu schlagen. Da kam die Mutter herbeigelaufen und erkannte gleich in dem züngelnden Reptil die Hausotter. Sie beruhigte zunächst das geängstigte Kind, brachte dann in einem Teller Milch herbei und stellte ihn der Schlange hin. Diese kroch gleich auf den Teller zu und tat sich an

der Milch gütlich. Jeden Tag bekam nun die Schlange ihr Tröpfchen Milch. Immer stellte sie sich pünktlich ein und suchte dann nach der Mahlzeit wieder ihren Schlupfwinkel auf. In das gastliche Haus aber zog das Glück ein. Alle Hausbewohner blieben gesund und freuten sich ihres Daseins. Das Vieh im Stalle gedieh auch aufs beste und auf dem Felde gab es jedes Jahr Getreide in Hülle und Fülle. Die Bauernfamilie gelangte bald zu großem Wohlstande und lebte glücklich bis an ihr Ende.

Der Schlangenkönig

Im Volke erzählt man sich eine uralte Sage von einer seltsamen Schlange, die auf ihrem Haupte ein wunderbares Krönlein trägt und deshalb Schlangenkönig genannt wird. Wenn man nun dieser merkwürdigen Schlange ein feines, weißes Tüchlein auf den Boden hinbreitet, so legt sie darauf ihr Krönlein ab, um ein wenig von der gleißenden Last auszuweichen. Doch wehe, wenn sich ein Menschenkind unterstehen sollte, das unvergleichliche Kleinod zu entwenden! Der Frevler wäre verloren. Ein Pfiff des Schlangenkönigs und alle seine dienstbaren Schlangen wären im Nu bei ihm, um den Uebeltäter unaufhaltsam zu verfolgen und ihn mit giftigen Bissen zu töten.

Von diesem gekrönten Schlangenkönig erzählt man auch in der Frainer Gegend. Vor vielen, vielen Jahren lebte hier ein argverschriener Geizhals mit Namen Klaus. Seine aufgehäuften Schätze genügten ihm nicht. Er wollte immer noch mehr haben. Da hörte er von dem geheimnisvollen Schlangenkönig und erfuhr auch, wie man seines kostbaren Krönleins habhaft werden könne, wie gefährlich es aber sei, dasselbe zu entwenden. Die unstillbare Gier nach Reichtum siegte über die anfängliche Zaghaftigkeit und Klaus beschloß, das gefährliche Werk zu wagen.

An einem heißen Sommermittag schlich er, mit einem blühend weißen Tüchlein versehen, zu einer steinigen Lehne, wo sich der Schlangenkönig gern sonnte. Als Klaus, nach allen Seiten spähend, bergan stieg, sah er auf einmal etwas seltsames im Sonnenscheine glitzern, und als er näherkam, gewahrte er auf einem großen, flachen Steine eine prächtige Schlange, die auf ihrem Kopfe ein herrliches Diamantenkrönlein trug. Es war kein Zweifel, das mußte der gesuchte Schlangenkönig sein. Klaus stand im ersten Anblick wie gebannt da, das Herz klopfte ihm zum Zerpringen. Endlich ermannte er sich und breitete, einige Schritte von der Schlange entfernt, das mitgebrachte Tüchlein aus; dann duckte er sich und wartete. Und siehe! Kaum hatte die Schlange das Tüchlein bemerkt, so kroch sie herbei und legte mit einer zierlichen Bewegung das kostbare Krönlein darauf. Dann kroch sie zum Steine, auf dem sie zuerst gelegen war, zurück und schien schlafen zu wollen. Eine Weile stand Klaus regungslos; dann ergriff er hastig das Tüchlein mit dem Krönlein und rannte davon. Eine wahnsinnige Freude erfüllte ihn ob des unermeßlichen Schatzes, den er nun sein eigen nannte. Aber auf einmal hörte er hinter sich ein unheimliches Pfeifen und Zischen. Er drehte sich um und erblickte zu seinem Entsetzen unzählige Schlangen, die ihn verfolgten und ihn schon dicht auf den Fersen waren. In seiner Angst warf er das Krönlein weg und rannte über Hals und Kopf dem nahen Städtchen zu, wo er ganz erschöpft ankam. Die Schlangen aber hatten ihn nicht weiter verfolgt, als er das verhängnisvolle Krönlein weggeworfen hatte.

Nachdem sich Klaus von seinem Schrecken erholt hatte, machte er sich Vorwürfe, daß er so ängstlich und feig gewesen war. Er nahm sich vor, noch einen Raubversuch zu machen und diesmal das Neueste zu wagen.

Nach einigen Tagen begab er sich zur heißen Mittagszeit abermals an den bezeichneten Ort und stieg vorsichtig die steinige Lehne hinan. Er brauchte nicht lange zu suchen. Dort auf der großen Steinplatte neben dem dichtverschlungenen Wurzelwerk eines einsam stehenden Fichtenbäumchens leuchtete in wunderbarem Farbenspiel das Krönlein des Schlangenkönigs, der sich behaglich sonnte. Rasch entschlossen breitete Klaus das Tüchlein auf den nächsten Stein und wartete. Zu seiner Freude näherte sich die buntschillernde Schlange alsbald dem Tüchlein und legte ihr herrliches Diadem darauf nieder. Kaum konnte Klaus den Augenblick erwarten, in dem die Natter wieder auf ihrem Steine eingerollt ruhte. Ein kühner Griff — und das Krönlein war in seiner Hand. Eilenden Laufes sprang er über Stock und Stein, um so schnell als möglich aus dem Bereich der Gefahr zu kommen. Aber o weh! Schon wieder hörte er das unheimliche Pfeifen und Zischen der Schlangen und immer näher kam es und immer drohender wurde es. Da übermannte Klaus eine tödtliche Angst; große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne und seine Knie zitterten.

In seiner Verzweiflung rannte er einem in der Nähe stehenden Baume zu, kletterte mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft an dem niedrigen Stamme empor und verbarg sich in der dichtbelaubten Krone. Aber vergebens! Das ganze Natterngezücht schlängelte sich am Baume empor, erreichte Klaus, umstrickte ihn wie mit unlöslichen Fesseln und biß so wütend nach ihm, daß er den Halt verlor und vom Baume auf den Erdboden herabfiel, wo er unter entsetzlichen Qualen seinen Geist aufgab. Neben ihm lag unverfehrt das verhängnisvolle Schlangendiadem. Der Schlangenkönig hob es auf sein Haupt und verschwand mit seinem Gefolge in einem Schlupfwinkel der steinigen Halde. So war der habgüchtige Klaus für seinen Trevel furchtbar bestraft worden.

Geisternacht

In einer nebligen Herbstnacht mahlte ein Mädchen von Waltrowitz Korn in der Zulber Mühle. Kurz vor Mitternacht wurde sie fertig. Da der Weg nach Waltrowitz an der alten Thaya vorüberführt, wo oft in der Geisterstunde feurige Hunde und Rosse ihr Unwesen treiben und es gerade zwölf Uhr wurde, getraute sie sich nicht heim. Erst auf Zureden eines furchtlosen Burischen begab sie sich mit ihm auf den Heimweg. Als die Weiden den Kreuzweg bei der alten Thaya erreichten, schlug es auf dem Zulber Kirchturme zwölf. Plötzlich stand auf der Wegkreuzung eine Totenruhe. Zitternd wichen sie in großem Bogen aus und kamen glücklich vorüber, aber bei den Zäunen der ersten Waltrowitzer Häuser sprangen hunderte von Katzen über den Weg, die ein fürchterliches Geheul ausstießen. Ein Reiter ohne Kopf spornte sein Roß nach Waltrowitz hinein. Es war gut, daß keine Katze getreten wurde, sonst wären beide verloren gewesen.

Der Drachengraber

Und wieder einmal saß in einer Sommernacht am herrschaftlichen Fachzeuggemäuer, wo es häufig umgeht, ein Mann mit seiner Angel und fischte. Er fing nichts und war darüber in übler Laune. Da kam

ein Bursche von Zulb und forderte ihn auf, noch eine Weile zu bleiben. Falls er etwas fange, so tue er ihm den Fisch von der Angel.

Dagegen hatte der Mann nichts und suchte weiter. Da zog es plötzlich an der Angel; er hob sie heraus. Da tauchte aus der Tiefe ein schreckliches Ungeheuer. Es hatte einen dunklen langen Körper, einen Schweif wie ein brennendes Bünd Stroh und einen fürchterlichen Krokodilrachen. Das Ungetüm hob seinen Klauen gegen die Weiden und spie feurige Kugeln gegen sie, die so fürchterlich gegeneinander schlugen, daß den Weiden das Hören verging. Der Feuerspeier hob sich in die Luft und flog über die „Weidln“ gegen Zulb. Da hörten die Weiden noch einen Knall — und alles war verschwunden.

Die verwunschene Fischerin am Ragensee

Der Rainingraben (Ragenraben) bei Frain war ein See. Hier wohnte eine Fischerin mit ihrem Kinde, das sie ungemein liebte. Als es plötzlich starb, verfiel das Weib in Irnsinn und hielt eine Menge Ragen, mit denen sie im Mondlicht grünliche Tänze aufführte. Niemand traute sich in die Nähe. Nur der Grundherr kam öfter mit seinem Töchterlein, um Rahn zu fahren. Er tötete viele von den Ragen, die das Kind ängstigten. Da schwur die alte Nixe Rache.

Als der Ritter einmal in den Krieg gezogen war, schlug sich sein Töchterlein trotz Verbot zum See und wurde von der Here ins Wasser gestoßen. Zurückgekehrt aus der Schlacht, wurde der Ritter rasend, als er erfuhr, daß sein Kind nicht mehr da sei. Er tobte durch die Wälder, rief unaufhörlich des Liebings Namen und stand plötzlich vor dem See. Da peitschte ein gewaltiger Sturm das Wasser und aus der Tiefe stieg die Leiche seines Kindes empor. Nixe höhnte: „Das Leben deines Kindes nahm ich für meine Ragen“. Der Ritter stieß einen gräßlichen Fluch aus. Die Erde erbebt und verschlang den See samt der Fischerin.

Das G'richt

Über den Zuckermanteln an der niederösterreichischen Grenze liegt ein dreieckiges Feld „das G'richt“ (von Hochgericht, wo noch vor 30 Jahren die Reste des Galgens zu sehen waren). Eines abends ging ein Zulber, der im Österreichischen zu tun hatte, spät heim. Er hatte in Seefeld arg gezecht und das letzte Geld vertan, für das er seiner Frau ein Stück Leber hätte bringen sollen. In seinem Dufel kam er vom rechten Wege ab und ging auf dem „Armensünderweg“, (so heißt er heute noch), heimzu. Als er beim Galgen vorbeiging, hing einer oben. Rasch entschlossen, schnitt er ihm Lunge und Leber aus und brachte sie seinem Weibe, die es am nächsten Tage kochte. Um Mitternacht aber klopfte es am Fenster. Auf die Frage, wer denn draußen sei, antwortete eine Stimme: „I will mei Lungl und mei Leba“. Dies wiederholte sich drei Nächte, bis endlich der Mann bei Tag hinausging zum „G'richt“ und dem Gehenkten die Hirschale einschlug. Nun war Ruhe.

Der Geistermaulwurf

In einem Bauernhause in Südmähren war einst ein Mädchen zur Mittagzeit allein daheim, als sie im ungepflasterten Vorhauzgang einen Erdhaufen, gleich einem Maulwurfshügel, aufgeworfen fand. Als sich die Erde noch bewegte und eine neue Erdmenge herausgestoßen werden sollte,

holte das Mädchen rasch ein Grabscheit und stieß in die aufgewühlte Erde. Da war es ihr, als stieß sie auf eine Kiste, die sich wirklich vorfand. Da klopfte es an der Tür und das Mädel rief: „Herein!“ Nun aber fing die Kiste zu sinken an und kollerte schließlich in einen fürchterlichen Abgrund, in dem ein Feuer brannte. Eine Stimme rief: „Ach Gott, ach Gott, nun muß ich wieder hundert Jahre leiden“. Es war eine arme Seele gewesen, die einst im Hausflur Geld vergrub und nun dafür im Fegefeuer büßen muß, bis der Schatz gehoben wird, der nur alle hundert Jahre an die Oberfläche kommt und vom Aufheber wortlos geborgen werden muß. Der Anklopfen war der Teufel, der die Seele noch weitere 100 Jahre ins ewige Feuer schicken wollte, was ihm auch gelang.

Der Feuerlömmel

Ein Zulber Bauer fuhr mit seinem Knecht in den Wald um Brennholz. Als sie spät abends über die eiserne Friedhofsbrücke heimfahren wollten, brachten die Pferde den Wagen trotz aller Anstrengung schlecht von der Stelle. Da bemerkte der Knecht, daß rückwärts am Wagen ein feuriger Mann hockte, aus dessen Augen schwefeliger Dunst quoll. Er machte seinen Herrn auf den Jahrgast aufmerksam, der sich umzudrehen nicht getraute. Schweißtriefend zogen endlich die Pferde den Wagen vors Haus. Als er unter die Dachtraufe kam, schlotterten auf einmal die Stränge an dem Pferdegeschirr und der Wagen rannte allein in den Hof. Der Feuermann war nicht mehr zu sehen. Er hatte auch nicht nach dem Fuhrlohn gefragt.

Das Tradmannl

Wenn das Getreide reift, so soll kein Fuß in seine Wogen treten. Im Getreide wacht und schläft das „Tradmannl“, der treue Hüter der Ähren. Mit Kindern, die Mohn- und Kornblumen suchend sein Gehege zertreten, hat es kein Erbarmen, es läßt sie in die Irre gehen und verwehrt ihnen den Ausweg aus den unermeßlich großen, eng aneinandergereihten Feldern, so daß sie vom Wandern erschöpft, ermattet zusammenbrechen und schließlich verhungern. Da lacht das Tradmannl und sein Lachen klingt wie der Ruf der Wachtel. Erst beim Schnitt findet man die kleinen Zeichen der verschwundenen Kinder, manchmal nur die Knöchlein, denn allerlei Nachtgetier hat in den langen Sommernächten davon gespeist. Widerpenstige Kinder, die das Getreide nicht schonen, macht man auf den Ruf der Wachtel aufmerksam: „Hörst du's Tradmannl!“

Die Himmelskavone

In einer schwülen Sommernacht saß auf dem herrschaftlichen Fachzeuggemäuer in Kl.-Olkowiz ein Mann und fischte im Mühlteich. Er fing aber keine Schuppe. Da sah er plötzlich am schwarzen Nachthimmel über Zülz eine feurige Masse, die immer näher kam, über dem Manne stand und die Nacht so erhellte, als ob es Tag geworden wäre. Während das Nachtfeuer langsam gegen Osten zog, tat es plötzlich einen fürchterlichen Knall — und alles war verschwunden.

Der Feuerdrache

In Kallendorf war einst eine reiche Bäuerin, der der Drache eintrug. Als eines Abends der Knecht heimkam und das Tor verschlossen fand, sah

er von der Hintertür aus, wie die Bäuerin ein Grastuch über einen Leiterwagen ausgebreitet hatte und an den herabhängenden Enden wie an Zigen Milch in einen Zuber molk. Da kündigte er den Dienst. Die Burschen sahen nachts oft eine feurige Gestalt durch die Luft fliegen und beim Rauchfang jener Bäuerin verschwinden. So oft dies geschah, molk sie auch am Grastuch. Als die Bäuerin zum Sterben kam, bat sie alle Anwesenden unter fürchterlichen Schmerzen, sie mögen ja nicht ihre Seele verschreiben. An der Hand, von der das Blut für den Pakt genommen wurde, trocknen elfe Maden.

Die verhexte Kuh

Eine Bäuerin aus Zulb hatte eine gute Kuh, die beste im Orte. Einmal trieb sie die Kuh aus. Abends hatte das Tier ein schlotterndes Euter, gab beim Melken einige Spritzer Blut, drehte sich wiederholt mit verglasten Augen gegen die Stalltür hin und röhrete fürchterlich. In den nächsten Tagen wurde die Sache nicht besser. Da schickte die Bäuerin einen Knecht nach Walthowitz zur Schinder Franzl. Dieses Weib verstand nämlich viel von Hexerei und andern nicht geheueren Dingen. Als die Franzl kam und die Kuh sah, schüttelte sie den Kopf und jagte: „Ds hob's a do a sölige, die wos daz ko'n“. Dann nahm sie die Kuh beim Hörnd'l und sagte abermals: „Na, so wern ma segn Dste, ob ma da hölfa finant“. Zur Bäuerin gewandt, gab sie Anordnungen. Der Kuh mußte am linken Hörnd'l ein Loch gebohrt werden, in der nächsten Vollmondnacht sei eine Krenwurzen mit Wagenשמיעre zu einer Salbe zu verrühren und das Loch zu verschmieren. Die Blutmilch mußte geseiht und das Sieb in den Rauchfang gehängt werden, das der Teufel ausleckte.

Das feurige Pferd

Neben der Roszweide bei der Thaya in Hödnitz gibt es auch Krautfelder. Einst war ein Urgroßvater mit dem Knechte auf der Weide. Da sah er in einem Krautfelde ein Pferd, das er wegzujagen befaß. Der Knecht tat es. Als er aber in die Nähe kam, spie das Pferd Feuer, sprang in den Graben und war verschwunden. Von den Weidepferden war aber keines abgängig.

Der Schimmelreiter

Einst gingen 2 Bäuerinnen aus Zulb in einer mond hellen Nacht hinaus aufs Feld, um Mais zu stehlen. Auf einem Acker in der Nähe des Friedhofes hatten sie ihre Körbe gefüllt und wollten damit heim. Da hörten sie hinter sich ein Klatschen und Schnaufen. Erschrocken blickten sie sich um und sahen einen Reiter, der einen Schimmel ritt. Die Bäuerinnen warfen ihre Körbe weg und rannten, was sie konnten. Im Umfahen sahen sie noch wie der Reiter im rasenden Galopp um den Friedhof ritt; dann tat sich das Friedhofstor auf, er ritt hinein und verschwand samt dem Pferde in einer sich auftuenden Gruft. Am nächsten Morgen holten die Weiber ihre Körbe. Da sahen sie, wie neben dem Hohlwege, der am Friedhofe vorüber führt, die Erde aufgestampft war und in der Weite von zwei Metern Gräbchen bildete. Diese Gräbchen, die einst der Geisterschimmel ausgehauen hat, sind noch bis zum heutigen Tag zu sehen. In dem nächtlichen Reiter hatten die beiden Bäuerinnen einen ehemaligen Zulber Müllermeister erkannt.

Die Wunderdocterin

Im Al.-Olkowitzer Ziegelofen hatte ein Bursche an der Hand ein entsetzliches Gebreche. Alle Ärzte hatte er schon besucht, aber statt besser wurde es immer schlechter und die Wunde brannte wie höllisches Feuer. Da hörte der Bursche von einem alten Weibe, das in Al.-Olkowitz wohnte und allerlei von Vieh- und Leutkrankheiten verstand. In seiner Not beschloß er, die Alte aufzusuchen. Als sie die Wunde sah, schüttelte sie den Kopf; dann riß sie alle Verbände, mit denen die Wunde verbunden war, in Fetzen und gab sie in ein Päckchen zusammen. Die Wunde bestrich sie mit einer grünen Salbe. Das Päckchen händigte sie dem Burschen ein und sagte: „Wenn du am Heimweg über den Kellersteg gehst, so wirf das Päckchen über den Kopf, damit es ins Wasser fällt“. Diesen Rat befolgte der Bursche getreulich. Als er aber am Kellersteg das Päckchen über den Kopf warf, da sauste durch die Luft eine feurige Krähe daher, haßte das ins Wasser gefallene Päckchen auf und verschwand. Die feurige Krähe war der Drache gewesen, der sich auf die Zauberei der Alten das entsetzliche Geschwür, mit dem er den Burschen behaftet hatte, wieder abholen mußte. — Die Hand des Burschen aber war geheilt.

Blutmilch

Eines Tages molk ein Zulber Bauernmädcl eine Kuh. Doch statt Milch floß Blut aus dem Euter. Darüber erschrocken, rief das Mädcl ihre Mutter, die nun ebenfalls ihr Glück beim Melken versuchte. Jedoch auch sie molk Blut statt Milch. Dies währte ein paar Tage. Da ging die Bäuerin zum Totengräber, von dem man wußte, daß er in derlei Dingen Abhilfe schaffen könne und bat ihn um Mittel und Rat. Der Totengräber gab den Rat, man müsse die ausgemolkene Blutmilch in einen Trog schütten, eine tüchtige Dornenrute nehmen und dieselbe ordentlich geißeln, dann werde die Hege, welche die Kuh verhext hatte, kommen und Abbitte leisten.

In einer dunklen Kammer sauste nun die Dornenrute auf die ausgeschüttete Blutmilch. Da klopfte es plötzlich am Haustor und die Geißler hielten erschrocken inne. Die Bäuerin öffnete sodann das Tor — draußen stand einer ihrer Nachbarn; das Blut rann ihm in Strähnen übers Gesicht und mit zitternder Stimme bat er: „Leute seid's doch gescheit, laßt das dreinschlagen!“ „Ja, um Gotteswillen, was habt ihr denn“, schrie ihn die Bäuerin an und lief heulend davon. „Seid so gut und leicht's mir eine Leiter zum Dachdecken“, winselte ihr der Blutende nach, ging aber dann ohne ein Wort zu reden und ohne Leiter vom Hofe. Die Bauerleute trauten sich denselben Tag nicht mehr aus der Stube. Als sie aber am nächsten Morgen ihre Kuh molken, gab sie wieder Milch. Den Nachbar aber sah man noch lange Zeit mit verschrammtem Gesicht.

Die Steinbauern im Haltergrubenkeller

Neben der Straße von Zulb nach Boskowitz ist an der Al.-Olkowitzer Gemeindegrenze eine umfangreiche Grube, die Haltergrube. An der südl. Steilwand befinden sich drei Einschnitte. Die Sage erzählt von ihnen, daß es drei eingestürzte Keller seien, die aber im Innern noch gut erhalten sind. Im mittleren sollen ein Faß Wein und vier weiße Sandsteine sein. Der Wein liegt bereits in eigener Haut, d. h. die Dauben des Fasses

sind längst vermodert und zur Erde gefallen und nur die sich seit Jahren gebildete Weinsteinkruste hält den Wein zusammen.

Jene drei Keller gehörten einst zwei reichen Oskowitzer Bauern, die sehr gut Freund waren. Mit ihren Weibern aber lebten sie ständig in Unfrieden. Setzte es daheim Lärm und Schläge, so liefen sie hinaus in die Keller und klagten einander ihr Elend. Wenn es sehr arg herging, kamen sie oft ein paar Tage nicht heim. Einst stritten sie im Fasching wieder recht arg, so daß die Bauern in die Keller mußten. Sie aber wollten ihre Weiber recht ärgern und nahmen sich zwei Stallbirnen aus Oskowitz mit. Da wurde ihnen auch die Zeit nicht lange und sie fraßen und saßen bis zum Aschermittwoch.

Nun blieben sie den Weibern doch zu lange aus, weshalb diese nachschauen gingen. Was sie da nun vorfanden, freute sie nicht. . . . Die eine Bäuerin, die eine arge Hexe war, verwünschte beide Bauern samt ihrer Gesellschaft, so daß sie augenblicklich zu Stein erstarrten und neben das letzte Weinsäß hinstielen, denn aller Wein war verzehrt worden! . . . Hierauf rief die Hexe nach dem Teufel, der alsbald auf dem Weisberg draußen blökte. In einigen Minuten kam er den Feldrain herab, schritt auf die Hexe zu und legte sich zu ihren Füßen.

Hierauf befahl ihm die Hexe, die Keller zu behüten und kein irdisches Wesen in ihre Nähe zu lassen. Der Teufel stand bei den Kellern fortan Wache. Näherte sich ein Mensch, so rauchte gelber Schwefel heraus und es röhnte der Teufel. Die Gegend war also nicht geheuer. — Auch die Hexe starb, die Keller fielen ein. Die andere Bäuerin heiratete neuerlich, wurde aber von ihrem Manne so schlecht behandelt, daß sie sich ihren ersten Mann wieder wünschte, Messen zahlte, worauf sich beim Keller wieder gute Geister zeigten.

Einmal hatte der Schafhirt von Al.-Oskowitz seine Herde heimgetrieben; da fehlte ihm ein Schaf. Auf der Suche nach ihm kam er auch bei Anbruch der Dämmerung in die Haltergrube. Da sah er sein Schaf bei einer weißen Frau vor den drei offenen Kellern. Aus dem Dunkel der Keller schimmerten die vier weißen Sandsteine. Auch das Weinsäß sah er liegen. Der Hirte erschrak, doch beherzt bat er um sein Schaf. Die Frau stand unbeweglich da. Der Hirt fragte, was sie von ihm begehre. Da holte die Frau tief Atem und sang mit schöner Stimme:

„Wenn die Glocken durch die Landschaft klingen,
Sind die bösen Geister schwach;
Laß im Keller die Steine trinken
Aus dem steinernen Saß — —
Daß sie wieder lebendig werden
Und in ihren Sünden sich bekehren.“

Der Hirte verlangte nach dem Lohn, als er es um Gotteslohn tun sollte, war es dem Hirten zu gering, als daß er ein so gefährliches Wagstück unternehmen sollte. Er wandte der Frau den Rücken und ging davon. Als bald lief auch sein Schaf blökend hinter ihm her.

So warten die vier Steine im Haltergrubenkeller heute noch auf Erlösung.

Später versuchten zwei Weinbeißer aus Oskowitz die Keller aufzugraben, jedoch waren sie es nicht im Stande. Die Erde ist dort so hart, daß sich alle Werkzeuge verbiegen.

Die Hölleisgrube*

Auf den Al.-Olkowitzer Ruhweiden, neben dem Teichdamm ist die Hölleisgrube. Wer nachts dort vorüber muß, kann sich eines Grusels nicht erwehren. Besonders in der Geisterstunde, wenn der Nachtwind durch die Weidenkronen streicht, klingen die Blätter wie Münzen aneinander. Feurige Tiere und kläffende Hunde tauchen dann meist aus dem Schoß der Grube auf und tollten in der Umgebung umher und in der Grube gurgelt es wie Todesröcheln.

An derselben Stelle stand einst eine ansehnliche Hammerschmiede, deren Räder vom Thahawasser betrieben wurden. Obwohl es den Schmiedeleuten recht gut ging, waren sie geldgierig und unzufrieden, insbesondere die Schmiedin, die eines Tages ihrem Manne Vorwürfe machte, daß er zu wenig verdiene, so daß sie nicht Geld in Strümpfen aufheben könne wie die Bauersleute in Olkowitz. Während dieses Gespräches meldete sich ein ruffiger Gefelle, der um Arbeit ersuchte und aufgenommen wurde. Beim Abendessen erzählte der Neueingestandene, daß er einen Pilger getroffen habe, der einen schweren Sack, vermutlich Geld, trug.

Der Schmiedin glühten die Augen, als sie solches hörte. Doch auch die andern machten lange Hälse und hätten gerne davon. Da trat ein bärtiger Mann ein. Er war nach Art der Kreuzfahrer gekleidet und trug auf der Achsel einen schweren Sack. Die Anwesenden sahen einander verblüfft an. Der Fremde bat um Herberge, was ihm gerne bewilligt wurde. Nachdem ihm die Schmiedin ein Abendessen vorgesetzt hatte, das er sich wohl schmecken ließ, führte sie ihn ins Schlafzimmer, wohin er auch den Sack mitnahm.

Lange noch saßen die Schmiedleute mit ihren Gefellen beim flackernden Talglicht und hielten Rat. Es drehte sich um den Geldsack des fremden Kreuzfahrers. Der neue Gefelle riet, man solle den Fremden erschlagen und das Geld an sich nehmen. Diesem Rate stimmte auch die Schmiedin bei.

Am nächsten Morgen lag die Leiche des Kreuzfahrers bereits in einer Grube hinter der Schmiede. Der Meister hatte den Mann erschlagen und mit noch blutigen Fingern das Geld mit den Gefellen geteilt. Wie erschrocken aber alle, als sie zum Frühstück kamen und der Erschlagene beim Tische saß und in der aufgetragenen Suppenschüssel Blut dampfte. Entsetzen lähmte alle. Nur der neue Gefelle stieß ein höhnisches Gelächter aus, ließ einen häßlichen Gestank von sich, ging in die Wertstätte und fuhr zum Rauchsang hinaus. Der Wiedererstandene aber griff zum Vössel und aß die Blutschüssel leer. Nachher schwankte der Boden, ein fürchterlicher Abgrund tat sich auf, die Schmiede versank in die Tiefe und die Erde schloß sich wieder.

Heute verrät nur noch eine tiefe Grube die Stelle, wo einst die Schmiede stand. Allerhand Unholde treiben dort ihr Unwesen. Fromme Leute meiden die Stelle der Hölleisgrube.

Die Petruslache

Auf den Al.-Olkowitzer Ruhweiden ist im Wehrgraben eine tief ausgewaschene Grube, die im Volksmund die Petruslache genannt wird. Daran knüpft sich folgende Sage:

*Hölleis = Spitzbube; also Spitzbubengrube

Wie bekannt, war der heilige Petrus, ehe er zum Apostel erwählt wurde, ein armer und eifriger Fischer. Auf seinen häufigen Streifzügen kam er auch einmal in die damals sehr fischreiche Thaya. Als er mit seinem Fischerboote an die Stelle kam, wo der Kl.-Olkowitzer Wehrgraben, der damals ein seichter Nebenarm der Thaya war, wieder in die Thaya zurückfließt, verließ er den Hauptfluß und fuhr im Wehrgraben hinauf gegen Olkowitz. Als er schon in der Nähe des Ortes war, fiel plötzlich das Wasser jäh ab. Nun kehrte Petrus seinen Kahn rasch um, damit er noch die Thaya erreiche, denn er sah, daß er bei weiterem Wasserabfall bald am trockenen sitzen werde.

Plötzlich fuhr er auf eine Schlammbank und brachte trotz aller Anstrengung den Kahn nimmer von der Stelle. Schließlich mußte der gute Petrus bis zu den Knien durch Wasser und Schlamm ans Land waten und seinen Weg zu Fuß fortsetzen. — Jene Stelle aber hieß von der Stunde an „die Petruslache.“

Die Taubenseele

Eine reiche Bäuerin aus Kl.-Olkowitz ward gestorben und hatte zum Aerger der ganzen Freundschaft ihr Vermögen einer einzigen Verwandten vermacht. Als sich die ganze Sippe am Abend einfand, um zu beten, der Herr möge der abgeschiedenen Seele gnädig entgegenkommen, da konnte sich eine Bäuerin aus Zulb, die auch ihr Erbteil einbüßen mußte, nicht enthalten und wünschte der Toten, daß ihr das drüben vergolten werden möge. Als aber diese Bäuerin am Heimwege an der alten Thaya vorbei mußte, flog ihr zum Schrecken aller Mitgehenden eine weiße Taube auf den Kopf, schlug sie mit ihren Flügeln und zerkratzte ihr das Gesicht. Hierauf flog sie schnurstracks gegen Himmel. Das war ein Zeichen, daß die Seele, der die Bäuerin Übles wollte, im Himmel freudig aufgenommen wurde. Die Taube war die verschiedene Seele selbst.

Nymphen

Vor langer Zeit hielten sich in der Thaya viele und schöne Nymphen auf, die oft bei Anbruch der Dämmerung oder zeitlich früh badeten oder sich manchmal lachend und tanzend am Ufer aufhielten.

Da siedelte sich einmal ein Mann aus Niederösterreich in Olkowitz an, der von den Nymphen keine Ahnung hatte. Als er einmal fischte und schönen Gesang vernahm, ging er den Tönen nach und sah die Nymphen mit aufgelösten Haaren scherzen und singen und die Haare strahlen.

Der Mann schaute dem Treiben eine Weile zu. Er hielt die Nymphen für gewöhnliche Menschen und wollte sich mit ihnen einen Zug machen. Er nahm einen Stein, warf ihn auf sie und rief: „Hallo! ihr nacketen Gretl'n!“ Alsogleich sprangen die Nymphen ins Wasser, tauchten unter und nie wieder sah man sie. Sie hatten die Thaya und ihre Ufer für immer verlassen. Schade!

Warum die Menschen nicht mehr wissen, wann sie sterben müssen

Die Menschen wußten einst, wann sie sterben werden. Als in alter Zeit unser Herrgott wieder einmal mit Petrus auf Erden wandelte, durchzog

er auch das Thahaland. In Gr.-Ofkowitz sah er einen Mann, der bereits seinen Todestag wußte; der flocht einen Zaun aus Brennesseln. Der Herr fragte ihn: „Warum macht Ihr Eueren Zaun gerade aus Brennesseln und nicht aus Holz?“ Der Mann, der den lieben Gott nicht erkannte, antwortete mit finsterner Miene: „Für mich hält er schon noch und für andere mache ich nichts“. Die grobe Rede des Bauern verdroß unsern Herrgott und er sagte: „Von heute an soll kein Mensch mehr wissen, wann er sterben müsse“. — Und wie der Herr es gesagt hatte, so ist es auch geschehen; von der Stunde an wußte kein Mensch mehr, wann ihm sein letztes Stündlein schlagen werde.

Der Judasbaum

Wie bekannt, hat sich Judas, nachdem er den Herrn verraten hatte, an einem Weidenbaume erhängt. Man fand ihn erst, als er bereits den Bauch aufgerissen hatte. Gott aber wünschte, daß das traurige Ende des verrätherischen Apostels stets lebendig bleibe und allen alten Weiden die Leiber aufspringen sollen. Wie es der Herr gewollt, so geschah es. Bis zum heutigen Tage bewahrheitet sich sein Wille an alten Weiden.

Der bestrafte Pflirschbaum

Es war zur Zeit der Baumbllüte. Da kam auch der Herrgott wieder einmal ins Thahatal. Als er so durch die blühende Landschaft wandelte, neigten sich Blumen und Bäume vor ihm. Nur der Pflirschbaum tat dies nicht und stand starr und steif da, als künmere ihn der Herrgott nichts. Er hielt sich seiner prächtigen Blüten wegen zu stolz, um sich zu neigen. Da sprach der Herr der Welt: „Von nun an soll kein einziger Pflirschbaum mehr einen geraden Stamm haben“. — So geschah es auch. Bis zum heutigen Tage stehen alle Pflirschbäume gedrückt und gedemüthigt da.

„Der Schrat“

Hierzulande blühte einmal ein truziges Bauerngeschlecht. Frei und stolz saß es auf seinem Hofe an dem Bach im Eschengrunde und so hießen die Bauern die Eschenbacher. Reich waren die Freisäken, sehr reich. Nie gab es bei ihnen eine Mißernte. Als der erste Eschenbacher das Land rodete, hatte er sich mit dessen früheren Herrn, einem mächtigen Schrat, ausgeglichen. Von allem, was sie in dem Grunde bauten, von Frucht, Wein und Obst, Futter und Gras, sollten die neuen Grundherren den alten jedes Jahr drei Stücke stehen lassen, dafür wollte er sie und ihre Habe gegen Feuer, Wasser und Wetterschlag schirmen.

Der Schrat hatte bald seine Freude an dem Waschen, Blühen und Reifen rings im Grund. In immer wechselnden Gestalten sahen ihn die Knechte und Mägde durch die Felder huschen, das Kornmämlin nannten sie ihn. Getreulich hielten die Eschenbacher ihren Vertrag.

Erst dem letzten Eschenbacher war das Weib gestorben, ohne daß ein Knabe in der Wiege gelegen wäre, nur ein Mädchen war darinnen, kümmerlich und mißgestaltet, der Fehlschoß im Geschlechte. Kümernis hatte einmal im schmerzlichen Spotte der Bauer sein Kind geheißt und der Name war dem armeligen Wesen geblieben. Es starb nicht, aber mit jedem Tage wurde es häßlicher und mit jedem Jahre wurde sein Buckel größer.

Was blieb dem Bauer übrig, als wieder zu heiraten. Nach Jahr und Tag lag wieder ein Mädchen in der Wiege. Es war schön und wohlgestaltet, das gerade Gegenteil von Kümmeris. Der Vater hoffte, zu dem Schwesterchen würde sich schon noch das Brüderlein gesellen, allein wieder nach Jahr und Tag trug man auch die Jung Eschenbacherin auf den Freithof.

Die Verwachsene quälte die Schwester, je schöner diese heranwuchs, immer ärger und ausgefuchter, besonders zur Sommerszeit; wenn alles auf Feld und Wiese war, mußte man ihr die Kleine ja anvertrauen. Am liebsten flüchtete da Wilma hinaus in das träumende Aehrenfeld, weit, weit hinein, bis sie irgendwo auf einem Raine hinank und vor Müdigkeit einschlief. Bald gesellte sich jedesmal zu der Schläferin ein feiner Knabe. Bei ihrem Erwachen lächelte er sie freundlich an, spielte, sang und sprang mit ihr und führte sie am Abende sorglich in die Nähe des Hofes, dem heimkehrenden Vater just immer auf den Weg. Nie klagte Wilma über die Schwester; stolz, eine echte Eschenbacherin, trug sie lieber das Unrecht, bis sie sich selbst seiner erwehren konnte.

Der Eschenbacher hatte von seinen vielen reichen Ernten die reichste eingebracht. Dem Schrat hatte er sein Teil stehen gelassen, seinem Herrgott hatte er geziemend gedankt und nun gab er seinen Leuten einen reichen Schnitthahn. Seine Küche ließ ihrer nicht spotten und auch sein Keller kargte nicht mit gutem Weine. Alles war froh und guter Dinge, am fröhlichsten aber war Wilma. Bald drehte sich das muntere Völklein im Tanze. Auch die Jugend des nahen Dorfes hatte sich zum Erntetanz eingefunden. Alles huldigte Wilma, der schönen, reichen Eschenbachdirn, nach Kümmeris fragte niemand. Erboßt schlich die Zurückgesetzte fort und schaute von fern mit finsternem Hasse auf das frohe Treiben um die blühende Schwester. Da zupfte sie jemand an der Schürze. Der zerlumppte Gesell stand vor ihr, den ihr Vater vor einer Stund erst vom Hof gewiesen, weil er dort stehlen gewollt. Hämißch sagte er: „Du heulst, die andern jubeln und tun deiner Schwester schön! Einmal wird sie ja die Herrin und du wirst die Stalldirn sein, außer du machtest sie zur — Bettlerin. Ich könnte dir dabei helfen!“

Angelegentlich redeten die beiden darauf miteinander, immer boshafter schillerten die Augen der Verwachsenen. Noch in derselben Nacht schlich sie hinaus auf die Felder und sichelte dort heimlich ab, was für den Schrat stehen geblieben war. Drei Jahre tat sie das. Der Schrat hielt den Bauer für wortbrüchig und beschloß, den Geizhals dafür zu bestrafen.

Es war am Peter- und Paulstage. Die Bauern im Dorf hielten ihren Kirtag. Als der erste und reichste Mann der Gegend war der Eschenbacher Ehrengast und seine Wilma, die schönste Dirn ringsum, war die erste Tänzerin, die Altdirn. Kümmeris stand wie immer unbeachtet unter den Weibern vor der Tanzhütte. Unter den Tänzern tauchte auf einmal ein Jüngling auf, kraftvoll und schön, doch allen unbekannt. Umso bekannter schien er Wilma zu sein. Wie im frohen Wiedererkennen hatte sie ihm beide Hände hingereicht und nun führte sie der sonnengebräunte Gesell immer und immer wieder zum Tanz. Schon begannen die anderen Burschen zu murren und zu drohen, die Weiber reckten die Hälsen und die Männer sprangen erregt von den Tischen auf, an denen sie zechten und

Karten spielten. Da führte der Fremde das schöne Mädchen im Tanze einfach vom Plaze weg, über die Dorfstraße hinaus ins Freie. Erst war alles wie gelähmt, dann aber stürzten sie, der Eschenbacher allen voran, hinterdrein, den Frechen zu züchtigen. Schon waren sie ihm ganz nahe, als sich auf einmal der heitere Himmel umwölkte. Blitze zuckten, Donner grollten, schwere Schlossen prasselten auf die erbosten Bauern nieder und taten der grimmigen Verfolgung urplötzlich Einhalt, das Paar aber tanzte noch immer in den lachenden, fröhlichsten Sonnenschein hinein. Scheltend eilten die Bauern in ihre Häuser heim, nur der Eschenbacher starrete allein, verlassen, wie ein Rasender dem Entführer seines Kindes nach. Jetzt riß ein senkrechter Blitz die Erde auf und das Paar tanzte geradeaus in den klaffenden Spalt hinein.

Aller Sonnenschein war verschwunden. Das Wetter wütete und schlug den Eschenbacher nieder. Kein Halm auf den Feldern blieb ungenüßt. Diesmal aber hatte das Verderben auch vor dem Eschengrunde nicht mehr halt gemacht, es hatte dort nur noch schrecklicher gewüthet. Als es vorüber war, fanden sie den Bauer halbtot mitten in den Feldern liegen. Alles bezeichnete ihn als die Ursache des Unglückes. Nur mit Mühe konnten ihn die Besonnereren retten und in sein Haus schaffen. Rummerniz hatte mit weiten Augen das Unheil über die Schwester hereinbrechen gesehen und sich schon längst heimgeschlichen. Sie wußte es, das war ihre Rache an dem Vater und an seinem Liebling, mochte der Alte das Unglück tragen, wie er es konnte.

Der Entführer Wilmas war der Schrat. Er hatte sie dem Vater genommen, um sie vor dem Elend zu bewahren, das über den Bauer hereinbrechen sollte. Nun war sie in seinem Heime.

Auf glänzenden Marmortreppen schritt er mit ihr in die Tiefe. Durch schimmernde Hallen führte er das Mädchen. Säuberlich waren überall Feldfrüchte aufgestapelt, Obst und Wein und Hanf und Flachs, alles, was die Eschenbacher durch die Jahrhunderte dem Schrat gezinst. Endlich öffnete der Hausherr die letzte Thür. Ein Schlafgemach tat sich auf, herrlich und reich. „Dein ganz allein,“ sprach der Schrat, „bis du mich ruffst!“ dann ging er. Um das goldene Bett, das da stand, prangten herrliche Blumen. Wilma sank auf das Lager und vom Duft der Blumen bezaubert schlief sie ein. Nur einmal im Jahr erwachte sie. Elfen kamen und dienten ihr. Sie brachten ihr Speise und Trank und gingen traurig wieder fort, wenn sich der Eschenbachtochter die Augen zu neuem Schlafe schlossen, ohne daß sie nach ihrem Gebieter gerufen hätte.

Ueber den Eschenbacher brach Jahr für Jahr das Unheil herein, bis er ein ganz armer Teufel war. Die Not machte aus ihm einen Geizhals, der es zu nichts mehr brachte, mochte er auch tun, was er wollte. Längst schon hauste er mit Rummerniz allein auf dem verfallenden Hofe und auf seinen Feldern baute er nur mehr das Allernotwendigste. Tat er mehr, der Schrat schlug es ihm doch wieder in Grund und Boden, das wußte der Bauer. Er wußte aber auch, daß ihm nur der Schrat die Tochter geraubt, und so ließ er ihm auch nicht ein Körnlein mehr stehen. Die Herrin auf dem Eschenbachgrunde aber war jetzt Rummerniz.

Wieder einmal tobte ein furchtbares Unwetter über den Grund. Auf dem kahlen Felde war der Strolch, der damals Rummerniz so übel beraten, jämmerlich verdorben. Mit einem Fluche auf den Lippen hatte

er dem Schrat, der ihn gefunden, noch verraten, daß Kummernis es war, die heimlich alles, was ihr Vater getreulich auf den Feldern hatte stehen lassen, weggeschickt hatte. Grimmig eilte der Schrat unter dem Toben des Wetters zu dem Hofe. Kummernis war allein daheim. Auf einmal sah die Bucklige im Schein der Blitze ein fürchterliches Antlitz durch das Fenster in die Stube drohen. „Der Schrat!“ schrie sie auf. Sie wußte: Wer den Schrat in seiner wahren Gestalt gesehen, wurde vor Schrecken wahnsinnig und mußte sterben. Fürchterliche Kälte schlich sich ihr zum Herzen. Alles Brennbares in der Stube warf sie auf einen Haufen, den zündete sie an und setzte sich gräßlich singend an das Feuer, sich daran zu wärmen. Die Flammen ergriffen ihre Kleider, sie ergriffen das ganze Haus und legten das Gehöft in Schutt und Asche. Mit ihm verbrannte die Verwachsene: Neid und Haß hatten sie gemordet.

Der Eschenbacher kam heim und fand die Trümmer seines Hauses. Nun war er ein ganzer Bettler. Wie er ging und stand, wollte er sich zum Gehen wenden, aber er konnte es nicht: Die Heimat hielt ihn fest, wie mit tausend Händen. Nun er sie meiden sollte, erkannte er, daß er mit allen Fasern seines Herzens an ihr hing. Mit wehem Aufschrei fiel er nieder, inbrünstig küßte er den teuren Boden und weinte wie ein Kind: Die Liebe zur Scholle der Väter hatte ihn geläutert, gereinigt.

Der Schrat stand von ferne und sah das Weh des Bauern. Daß der Eschenbacher die Heimat nicht lassen konnte, hatte ihn verführt. Im selben Augenblicke erwachte in dem Palaste des Kornmännleins Wilma. Sie rief nach dem Schrat. Schon war er zur Stelle. „Ich will zu meinem Vater!“ begehrte das Mädchen, „er weint um die Heimat und die Heimat läßt ihn nicht!“

„So soll sie ihn halten“, sprach ernst der Schrat und ließ Wilma ziehen. Zuvor aber drückte er ihr ein Erntekränzlein in das Haar, er hatte ja selber an dem Eschenbacher etwas gutzumachen.

Der Bauer erhob sich eben von der Erde und zerdrückte die letzte Träne in seinem Auge, da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. Unwillig, daß ihn jemand in seinem Leid gesehen, wandte sich der Mann und — „Wilma, du?“ jubelte es ihm aus Herz und Mund.

Sie blieben in der Heimat. Der Kranz des Kornmännleins war eitel Gold und Silber. Mit seinem Erlöse bauten sie den Eschenbachhof wieder auf, schöner und stattlicher, als er je gewesen. Wie dann alles schmuck und fertig da stand, schafften in einer Nacht heimliche Hände aus dem Hause des Schrats all die Früchte in die Kammern und Scheunen des Hofes, daß sie voll wurden bis unter die Dachsparren hinauf, und auch den Keller vergaßen sie nicht. So hatten die Ahnen durch all die Jahrhunderte hindurch für den späten Enkel gesorgt. Der alte Eschenbacher aber saß dann viele Jahre noch im silbergrauen Haar unter dem Tore des Hofes zur Feierstunde und erzählte der blühenden Schar seiner Enkel, so oft sie es wollten, die Geschichte von dem Kornmännlein.

Das Saubründl

Einst stand bei Schattau eine Ortschaft namens Unzendorf. Als der 30jährige Krieg ausbrach, wurden viele Dörfer vernichtet, darunter auch die genannte Ortschaft. Sie wurde geplündert und angezündet. Die Einwohner flüchteten nach Schattau, wo sie die Bachhäuser gründeten; ihr

alter Heimatsort war in Schutt und Asche gelegt. Die Glocken waren verschüttet. So verflossen viele Jahre. Aus Unzendorf wurde Weideland. Es wurden Rinder und Schweine auf die Weide getrieben. Einst wühlte ein Eber in der Erde und kam an eine Glocke. Der Hirte wurde auf das Tier aufmerksam und als er hinkam, sah er, daß hier eine Glocke in der Erde lag. Sie wurde ausgegraben und auf den Kirchturm zu Schattau gehängt, wo sie viele Jahre verblieb. Später wurde sie in Znaim umgegossen, da ihr Klang zu den anderen Glocken nicht paßte. Aus der Grube, aus der man die Glocke grub, sprang eine Quelle hervor, die noch heute den Feldarbeitern gutes Trinkwasser gibt. Es ist das sogenannte „Saubründl“.

Die Glocke in Pechwitz

Im Osten von Possitz liegt ein kleiner Hügel, von dem man sich folgende Sage erzählt:

Ehe noch der Schwede durch das süd-mährische Gebiet zog und viele Ortschaften vernichtete, ragte auf diesem Hügel ein schönes Kloster empor, das von Zisterziensern bewohnt war. Ueber dieses Kloster hatte das Stift in Groß-Seelowitz die Oberhoheit. Dieses Kloster wurde während des langwierigen, dreißigjährigen Krieges vernichtet. Die Glocke wurde in den Grund versenkt.

Als nach langer Zeit ein Hirt seine Schweine auf diesem Hügel weidete, wühlte ein Eber die verschollene Glocke aus. Da damals das Kloster Bruck die kirchliche Oberhoheit in Südmähren besaß, schenkte es die Glocke der Wallfahrtskirche in Pechwitz, wo sie sich noch heute befindet und ihrem hehren Zwecke dient.



Aus Mißliß u. Mähr.-Kromau

Die schwarzen Pferde

Der Göttervater Wodan war gleichzeitig Wind- und Totengott. Als Führer der Totenschar des wütenden Heeres, jagte er auf schwarzem oder weißem Pferde nachts mit seinem Gefolge durch die Lüfte. Die Kirche machte ihn zum bösen Dämon, der den Menschen Schaden bringt. Eine leise Andeutung an die wilde Jagd findet sich noch in folgender Sage vor.

Mitten im Orte Mißliß befindet sich das mächtige Schloß, der Sitz der einstigen Herren auf Mißliß. In dem großen Baue wurden früher die Gerichtssitzungen abgehalten, und der arme Sünder wurde gleich in einem kellerartigen Gemache, das als Verließ diente, eingesperrt. Es war zur Zeit der drückendsten Frohnarbeit. Zwei Untertanen des Marktes konnten ihren Robotverpflichtungen gegen die Herrschaft nicht nachkommen und wanderten unbarmherzig in das Gefängnis. Um ihnen den Aufenthalt im Kerker zu erleichtern, besprachen sich ihre Weiber und wollten ihnen Schnaps und Tabak in das Verließ einschmuggeln. Es war eine stürmische, unheimliche Nacht, als sich die zwei Frauen auf den Weg machten. Wie sie vor dem Tore des Schlosses standen, schlug es auf der Kirchenuhr gerade Mitternacht. Da öffneten sich plötzlich lautlos die Torflügel und die Frauen, in der Meinung jemand verlasse das Schloß, drückten sich in eine Mauernische, um nicht bemerkt zu werden. Wer beschreibt aber ihr Entsetzen, als vier kohlschwarze Pferde ohne Köpfe aus dem Tore stürmten und sich endlich in der dunklen Ferne verloren. Sich befreuzigend, entfernten sich die Weiber schleunigst von dem unheimlichen Orte.

Die Bäuerin und die Kröte

Der Germane glaubte an die Zwiegestalt des Menschen. In dem Menschen wohnt noch ein zweites Ich, das den Körper begleitet, ihn aber verlassen kann. Dieses räthelhafte Ding ist die Hylgia oder das Folgewesen. Es hat seinen Sitz im Kopf und hat mit unserem Seelenbegriff nichts gemein, da es körperlich ist, spricht, handelt und getötet werden kann. Nicht jeder kann seine Hylgia aussenden, doch wenn sie der Kundige ausfahren läßt, so liegt sein Körper wie leblos da. Durch den Mund verläßt sie den Körper und kehrt auch wieder durch ihn zurück. Besonders Wodan-Odin besaß die Gabe, alle Tiergestalten annehmen zu können. Snorri erzählt von ihm in der Edda, daß er bald als Vogel, Schlange oder Fisch in der Welt umherzog, während sein Leib ruhte. Sein Beinamen Hjólmir (der Vielgestaltige) deutet auf seine Fähigkeit. Trotz ihrer Entfernung ist aber die Hylgia immer mit dem menschlichen Körper verbunden und was ihr geschieht, geschieht auch ihm. Im Hylgienglauben wurzelt auch die Vorstellung von Wehrwölfen, Berserkern und Druckgeistern, z. B. Mahre, Trud, Alp. Namentlich Frauen besitzen die Macht, im Schlafe ihre Hylgia vom Körper zu trennen und in Tiergestalt wandeln zu lassen. Meistens geschieht dies zum Schaden der Mitmenschen. Vorliegende Sage beruht auf jenem alten Glauben.

Eine Frau ging mit ihrem kleinen Kinde aufs Feld. Sie legte das Kind ins Gras, gab ihm eine Flasche mit Milch und ging dann ihrer Feldarbeit nach. Schon nach kurzer Zeit fing das Kind kläglich zu weinen an. Die besorgte Mutter eilte herbei um zu sehen, was ihrem Liebling fehlte, und erblickte eine große dicke Kröte, die eifrig an der Flasche sog und sich die Milch gut schmecken ließ. Die erboste Frau nahm einen Stein und zerschmetterte der Kröte den Kopf. Nach getaner Feldarbeit kehrte die Frau mit dem Kinde in den Ort zurück und erfuhr, daß eine Frau am Kopfe schwer verletzt wurde. Als sie nach der Zeit und der Art der Wunde fragte, erfuhr sie zu ihrem Erstaunen, daß die Frau zur selben Zeit verwundet wurde als sie die Kröte verletzte und daß die Verletzung auch ganz gleicher Art sei.

Der Lebensbaum

Der Germane dachte sich die ganze Natur belebt. Im Feld und Wald hausten elfische Wesen in verschiedener Gestalt. Es sind dies die Roggenweibchen, die wilden Leute, Moosweibeln, Waldfrauen, Schrate usw. Bäume sind ihre Wohnungen und wenn ein solcher gefällt wird, so stirbt auch der Waldgeist. Spuren jenes Glaubens findet man in dieser dritten Sage.

Im Orte lebte eine uralte Frau, deren Alter niemand wußte. Von Zeit zu Zeit verschwand sie aus dem Dorfe. Kein Mensch wußte, wohin sie gehe und was sie mache. Ein neugieriger Bauer nahm sich vor, die geheimnisvollen Gänge der Alten auszuforschen. Er schlich der alten Frau nach und sah wie sie in den Wald ging und sich zu einem Baum legte. Als sich nach einiger Zeit die Alte entfernte, untersuchte der Bauer den Baum und fand in ihm ein kleines Loch, aus dem die alte Frau trank. Als der Bauer einst mit ihr einen Streit hatte, ging er in den Wald und fällte aus Rache jenen Baum. Zu gleicher Zeit aber starb auch die alte Frau.

Portulaka

Auf dem heutigen Verchenfelde lebte einst ein Wirt mit seiner Tochter Portiunkula. Sie war ein schönes Mädchen und der Syndikus der Stadt, einer von ihren vielen Verehrern, gab ihr den Rosenamen Portulaka. (Portulakrösschen.) Zu jener Zeit stand Kromau vor großen Ereignissen, Berthold von Lippe, der am Ständeaufbruch des Jahres 1620 teilnahm, verlor seine Güter. Kromau bekam einen neuen Herrn, den Fürsten Gundacker von Liechtenstein auf Nikolsburg. Der Tag seines Einzuges nahte. Von allen Thürmen der Stadt ertönte festliches Geläute und von den jauchzenden Rufen der Bürger begleitet, hielt Gundacker mit glänzendem Gefolge seinen Einzug in die Stadt. Vor dem Rathause stand ein Flor weißgekleideter Mädchen, unter denen Portulaka alle an Schönheit überstrahlte. Selbst dem Fürsten und seinem Gefolge fiel dieser Liebreiz auf. Portulaka bemerkte die bewundernden Blicke und ihrer Eitelkeit wurde aufs höchste geschmeichelt. Als der Fürst der Stadt einen Jahrmarkt am Montag nach Portiunkula verlieh, da wußte Portulaka vor Entzücken nicht ein und aus. Stundenlang konnte sie vor dem Spiegel stehen und ihre Schönheit bewundern. Ihre Verehrer hatten schlechte Zeiten. Einer nach dem anderen holte sich einen Korb, denn Portulaka wartete, bis einer von des Fürsten Kavalieren sie heimholen werde. Nur Fritz Segenschmiedt, ein junger Schlosser,

blieb ihr tren. Durch seine Geschicklichkeit war er weit und breit bekannt und hatte sich trotz seiner jungen Jahre ein bedeutendes Vermögen erworben. Um seiner Geliebten seine Kunstfertigkeit zu zeigen und ihren Vater, der trotz seines Reichtums ein Geizhals war, auf seine Seite zu bringen, schenkte ihm Segenschmiedt eine kunstvoll geschmiedete Geldtruhe. Der Wirt nahm das Geschenk wohlgefällig an, doch als Segenschmiedt um Portulaka warb, holte er sich einen Korb. Dies verdross ihn so sehr, daß er Hab und Gut verkaufte und in die Fremde zog.

Portulakas Vater war trotz seines Reichtums ein rechter Pfennigdrücker. Damals gab es um Kromau noch eine Anzahl Teiche. Statt das Schwimmbad zu besuchen und für dessen Gebrauch einige Heller zu zahlen, nahm der Wirt lieber ein Bad in einem der Teiche selbst. An einem heißen Julitag stieg Vater Gallus wieder in seinen Kahn und ruderte bis in die Mitte des Teiches. Hier zog er sich aus und nahm sein gewohntes Bad. Als er wieder in den Kahn steigen wollte, schlug dieser um und die Kleider fielen ins Wasser. Mit den Kleidern waren aber auch die Truhenschlüssel, die er immer bei sich trug, in die Tiefe gesunken. Vergebens bemühte sich Gallus wieder die Schlüssel zu erlangen. Nun wollte er sich einen neuen Schlüssel machen lassen; doch es konnte kein Schlosser den kunstvollen Schlüssel nachmachen, noch die Truhe öffnen. Dies war für Vater Gallus eine böse Geschichte, da sein ganzer Reichtum in der Truhe eingeschlossen war. Von Meister Segenschmiedt fehlte jede Spur; er war wohl in der Fremde gestorben.

Nun versuchte der Wirt, den Schrank gewaltsam zu öffnen. Er stürzte ihn von den Notigler Felsen in die Tiefe. Aber alle Mühe war vergebens. Fest und ganz blieb die eiserne Truhe. So war der Wirt trotz seiner Schätze ein armer Mann. Schmalhans wurde Küchenmeister und die vielen Gäste und Verehrer blieben aus. Als die Not ihren Höhepunkt erreichte, tauchte plötzlich Segenschmiedt in Kromau auf. Niemand freute sich mehr als der Wirt. Segenschmiedt machte den Schlüssel zur Truhe und schlug jeden klingenden Lohn aus. Gallus gab vor Freude über die glückliche Wendung seines Schicksals ein reiches Mahl und nährte heimlich die Hoffnung, der stattliche Schlosser werde sich bei dieser Gelegenheit mit seiner Tochter verloben. Auch Portulaka zeigte sich jetzt nicht abgeneigt. Der ersehnte Kavalier aus dem Schlosse war ausgeblieben, die bürgerlichen Verehrer hatten sich zurückgezogen, wenn sie also nicht sitzen bleiben wollte, so galt es zuzugreifen. Voll freudiger Gedanken rüstete sie das Mahl. Rätke, ein Mündel des Wirtes, aus Wien zu Besuch gekommen, half ihr. Endlich war alles fertig. Die Gäste kamen, der Wein tat seine Schuldigkeit, so daß alles in fröhlichste Stimmung kam. Jetzt hielt Gallus den Augenblick für gekommen. Er lobte die Uneigennützigkeit Segenschmiedts und forderte ihn auf, eine Bitte an ihn zu richten. Er solle sicher sein, fügte er schmunzelnd hinzu, auch wenn er das Teuerste, was er habe, von ihm fordere, werde er seinen Wunsch erfüllen. Portulaka, Segenschmiedts Tischnachbarin, neigte sich glutübergossen zu ihm und flüsterte ihm verheißungsvoll ins Ohr, er solle nur kühn seine Forderung stellen, sie selbst werde beim Vater für ihn bitten. Kalt verbeugte sich Segenschmiedt vor ihr und sagte mit fester ruhiger Stimme: „Nun, wohlledle Jungfrau, so bittet bei Eurem Vater, daß er mich sein Mündel Rätke, das ich in der ganzen Stube und Holde seines jungfräulichen Herzens in der Fremde kennen und lieben

gelernt habe, bald heimführen lasse als mein liebes Ehegemahl!" Lautlose Stille herrschte an der Tafel. Die Gäste machten schadenfrohe Gesichter und stießen sich heimlich an. Portulaka und ihr Vater saßen wie versteinert und nickten nur während mit dem Kopfe. In kurzer Zeit feierte Segenschmiedt fröhliche Hochzeit. Auch Portulaka heiratete später. Ihre Ehe blieb kinderlos und auf dem Sterbebette vermachte sie dem Kromauer Spital zwei Schock Groschen.

Die Florianikapelle

Den Florianiberg schmückt ein schönes Kirchlein, über dessen Entstehung die Sage folgendes berichtet: Fürst Florian von Liechtenstein jagte einst in der Gegend des heutigen Tiergartens. Im Eifer der Jagd verspätete er sich und fuhr erst in der Dunkelheit nach Hause. Als der Wagen in die Nähe des Spielberges kam, scheuten die Pferde. Der Kutscher verlor die Gewalt über die aufgeregten Tiere, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit dem jähen Abhange des Verges näherten. Der Fürst schien verloren zu sein. Da erhielt der Wagen einen gewaltigen Stoß, Fürst Florian flog heraus, Kutscher, Pferde und Wagen aber stürzten den steilen Fels hinab und blieben in der Tiefe zerschmettert liegen.

Zur Erinnerung an seine wunderbare Rettung erbaute der Fürst dankbaren Sinnes auf der Stätte des Unglücks, dem Spielberg, eine Kapelle mit fünf Thürmen. Diese Thürme versinnbildlichen ihn und seine vier Kinder. Als der mittlere Turm baufällig wurde, ließ man ihn abtragen. Der Spielberg, auf dessen Gipfel früher alle Volksbelustigungen abgehalten wurden, hieß seit jener Zeit Florianiberg. Im Jahre 1809 wurde die Kapelle von den Franzosen entweiht und geplündert. Sie stellten dort ihre Pferde ein und errichteten auf dem Chor eine Schusterwerkstätte. Lange Zeit blieb die Kapelle öd und leer. Wetter und Wind zerzausten das Dach, der Regen lief an den Mauern herab und zerstörte Malerei und Verzierungen. Erst im Jahre 1833 schritt die Gemeinde, unterstützt durch den kaiserlichen Güterinspektor Zimmermann, an den Wiederaufbau der Kapelle. Zimmermann spendete auch das noch heute in der Kirche befindliche Marienbild und ließ sämtliche Einrichtungstücke aus der Allersdorfer Kapelle nach Kromau bringen. Nach einem Jahre war der Bau vollendet und am 4. Mai 1834 wurde das Kirchlein vom Eibenschitzer Dechant Eitelhuber feierlichst geweiht.

Der Teufelsstein

Wenn man über den Florianiberg zur Bahn geht, so sieht man in dem Tale, das man durchschreitet, einen großen Stein mit sonderbaren Eindrücken liegen. Dieser Stein soll vor Zeiten beim Fluß unten gelegen sein und man erzählt sich von ihm folgende Sage: Auf einem Feld in der Nähe der Florianikapelle arbeitete einstens ein armer Bauer, namens Martin Munk. Der steinige Boden brachte wenig Früchte hervor, so daß Martin trotz seines Fleißes arm blieb. Er war daher mit seinem Schicksal unzufrieden und haderte mit dem lieben Gott. Als er so recht im Raisonnieren drinnen war, erschien plötzlich ein feingekleideter Herr mit einem Federhütchen, stellte sich dem erschrockenen Bauer als Teufel vor und sprach: „Du bist mit deinem Schicksal unzufrieden? Nun dir kann geholfen werden! Na, na, erschrick nicht! Ich will nicht deine Seele. Ich mache dich reich, doch unter der Bedingung, daß du mir das schenkst, was du neuangekommen findest, wenn du heute nach Hause gehst!“ „Topp, es gilt!“ rief

der Bauer und bekräftigte mit einem Handschlag den Vertrag. „Dummer Teufel! Wer möchte mir etwas bringen!“ dachte sich der Bauer, ließ die Arbeit stehen, machte sich fröhlichen Sinnes auf den Heimweg und freute sich, daß jetzt sein Elend ein Ende habe. Als er aber nach Hause kam, da erfuhr er, daß ihm ein Söhnlein geboren ward. Der Teufel erschien auch sofort und verlangte den Knaben. Der Bauer fiel auf die Knie und bat inständig, der Teufel möge sich nur solange gedulden, bis der Knabe 21 Jahre alt sei. Nach langem Bitten und Betteln erklärte sich der Satan dazu bereit und verschwand. Der Bauer, jetzt ein reicher Mann, zerbrach sich den Kopf, wie er dem Teufel ein Schnippchen schlagen könnte. Als sein Sohn größer wurde, ließ ihn der Vater Priester werden, in der Hoffnung, daß der Teufel so um seine Beute betrogen werde.

Der Knabe wurde Priester und gerade in seinem 21. Lebensjahre sollte er die erste heilige Messe in der Florianikapelle lesen. Als er eben in das Kirchlein gehen wollte, trat der Teufel an ihn heran und gebot ihm, er möge mit ihm gehen, da er durch den Vertrag des Vaters ihm gehöre. „Ueber mich als Priester hast du keine Macht“, entgegnete der mutige Jüngling, „doch ich will den Vertrag, den mein Vater mit dir geschlossen hat, nicht brechen. Laß mich die Messe lesen, dann folge ich dir freiwillig, doch unter einer Bedingung. Siehst du dort unten beim Flusse jenen Stein? Wenn es dir gelingt, ihn auf den Berg zu wälzen, bevor ich die heilige Wandlung halte, so folge ich dir. Bist du es nicht imstande, so gilt der Vertrag nichts!“ Brummend gab sich der Teufel zufrieden. Der Jüngling eilte in die Kapelle, der Teufel eilte zum Fluß, um den Stein zu holen. Keuchend schleppte er den Stein auf den Berg. Als er in der Mitte ankam, legte er den Stein nieder, um sich auszuschnaufen. Da rollte plötzlich der Stein den Berg hinab. Fluchend sprang ihm der Teufel nach und begann von neuem die schwere Arbeit. Aber auch diesmal entrollte ihm der Stein. Voll Wut begann der Böse nochmals die schwere Last den Berg hinan zu tragen. Schon war er fast oben — da ertönte das Glöcklein zum Zeichen der Wandlung. Der Teufel hatte sein Spiel verloren. Er stieß einen fürchterlichen Fluch aus und gab dem Stein einen gewaltigen Tritt, daß er den Berg hinunter rollte. Noch heute sieht man an dem Teufelsstein die Eindrücke der Krallen und der Hufe des Teufels.

Der versteinerte Schäfer

In der Nähe des Dorfes Nalschitz befindet sich eine Wiese, auf der größere und kleinere Steinblöcke liegen. Von diesen erzählt sich das Volk folgende Sage:

Als in unserer Gegend noch Schafzucht betrieben wurde, weidete auf jener Wiese ein Schäfer seine Herde. Der Hirt hatte die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit fürchterlich zu fluchen. Einst weidete er wieder seine Schafe. Es war ein wunderbarer Tag. Doch dies rührte den Schäfer wenig. Seiner Gewohnheit gemäß, begann er gotteslästerlich zu fluchen. Da verdunkelte sich plötzlich das Firmament und ein schweres Gewitter kam gezogen. Ein züngelnder Blitz fuhr vom Himmel herab, ein furchtbarer Donner erkrachte. Schnell, wie es gekommen, verschwand das Unwetter. Als die Sonne wieder freundlich lachte, stand der Schäfer mit seiner Herde noch immer auf der Wiese, aber alle waren in Stein verwandelt. Zum warnenden Beispiel steht der Hirt noch heute dort.

Der Hungerturm

Beim Ratschitzer Thor stand vor nicht langer Zeit ein mächtiger, viereckiger Turm „der Hungerturm“. In ihm soll König Wenzel der Faule vom böhmischen Adel für längere Zeit gefangen gehalten worden sein. Noch am Anfang des 19. Jahrhunderts zeigte man einen goldenen Ring und ein seidenes Halstuch, welche Gegenstände man von ihm in dem Turme gefunden haben wollte.

Der Scharfrichter von Kromau

Als die Stadt Kromau noch Magdeburger Recht und eigene Gerichtsbarkeit hatte, wohnte in der heutigen Webergasse der Scharfrichter. Das Haus wurde gemieden und scheu wichen die Leute dem Henker aus. In seiner Stube hatte er seine Richtschwerter und Werkzeuge hängen. Einst trat ein kleines Mädchen vorwärtig in die Stube. Wie es die Türe öffnete, da klirrten die Schwerter an der Wand. „Das ist ein böses Omen“, sagte der Henker. „Hüte dich! Du wirst durchs Schwert sterben!“ Jahre vergingen. Aus dem Kinde wurde eine Jungfrau. Heiß rollte das Blut in ihren Adern; lockend und girend kam die Versuchung. Das Mägdlein erlag ihr und als es einem Kinde das Leben gab, zu dem sich kein Vater melden wollte, tötete es in seiner Verzweiflung das Kind. Die Untat kam bald an das Licht und eines Tages bewegte sich ein trauriger Zug durch die Stadt, in dem das Mädchen die Hauptperson war. Hinter ihm schritt, das blanke Schwert in der Hand, der Henker. Am Gerichtsberg angekommen, bereitete sich das junge Weib zum Tode vor. „Gedenkst du noch jenes Tages?“ flüsterte ihm der Henker zu, „Nun bist du mir verfallen!“ Grell bligte das Schwert in der Sonne auf und mit einem gewaltigen Hiebe schlug er der schönen Sünderin das Haupt vom Leibe.

Die Burg Tempelstein

In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts bestand in dem Dorfe Jamolitz eine Kommende des Templerordens. In der Nähe des Dorfes, dort wo die Felsen schroff und wuchtig zur Igla stürzen, erbauten die Brüder eine herrliche Burg und nannten sie Tempelstein. Hoch und hehr sahen wohl vor Zeiten die Thürme der stolzen Feste auf das weite Land nieder. Doch die Zeiten sind vorüber. Eingestürzt sind die Gemächer, gestorben die Ritter, der Keller verfallen, verklungen der Baganten lustige Weisen. Auf den hohen Mauertrümmern wuchern jetzt die Dornenhecken, in den Nischen und Gewölben nisten Ränze und Eulen. Nur des Burgwalles mächtige Quadern trogen kühn dem Wechsel der Zeiten und künden von vergangener Pracht.

Als einst ein Weib aus dem nahen Dorfe bei der Ruine Gras mähte, erblickte es plötzlich einen Mönch, der sich ihr langsam näherte. Als die Frau ihm die Hand küssen wollte, zerfloß die Gestalt wie Nebel vor ihren Blicken. Aber auch noch andere Bewohner des Dorfes wollen die Tempel in Reihen um die Burg ziehen gesehen haben.

Und wahrlich, wenn in des Waldes grünem Dome die kleinen Sängerkubeln, aus dem weichen Moose die duftigen Zykamen sprießen, bunte Falter in den blauen Lüften gaukeln und auf des Grases schlanken Rippen des Taues Demanttropfen funkeln, dann sieht der reine Gottesgnadentor,

wenn die Sonne am Höchsten steht, die Tempelritter, in ihren wallenden weißen Mänteln und roten Kreuzen, in langen Reihen um die Burg ziehen, zu den ernstesten Klängen der alten Weise: „In gotes namen vare wir“, mit der sie einst ins heilige Land gezogen, um zu kämpfen und zu bluten!

Das versunkene Dorf

Kromau war einst von einem Kranze ausgedehnter Teiche umgeben. Zahlreiche Niednamen erinnern noch daran. Ein großer Teich befand sich auch auf der „Slatina“. An jenem Orte fällt dem Wanderer ein einsames, auf einem Hügel stehendes Kirchlein auf. Es ist dies die Kirche der heiligen Margarete des untergangenen Dorfes Topenau. Das Dorf wird schon 1625 als öd bezeichnet und es geht die Sage, daß das Dorf in dem großen Teiche versank. Der Teich wurde aufgelassen und ein Hirt hütete einst an jener Stelle seine Herde. Da stieß ein Schwein beim Wühlen auf eine Glocke. Die Leute des Nachbardorfes gruben die gefundene Glocke aus und hingen sie in ihrer Kirche auf.

Der Mißfogel

In der Nähe des Dorfes Wolframitz erhebt sich als letzter Ausläufer des Kromauer Waldes der Berg Mißfogel, eine bekannte vorgeschichtliche Befestigungsanlage und Siedlung. Daß die Erinnerung an die einstige Besiedlung im Unterbewußtsein des Volkes nicht ganz verschwunden ist, beweisen zwei Sagen. Die Bewohner der umliegenden Dörfer glauben, daß sich um Mitternacht am Gipfel der Berge graue Männchen, die Geister der alten Bewohner, herumtreiben. Der zweiten Sage nach soll sich auf dem Berge ein tiefer Brunnen befinden, in dem die Heiden die goldenen Standbilder ihrer Götter und andere Kleinodien versenkt haben, ehe sie dem neuen Glauben wichen und in die Fremde zogen.

Die goldene Orgel

Die Marktgemeinde Hosterlitz im Bezirk Mähr.-Kromau war in alten Zeiten eine reiche Gemeinde. Wohlhabende und fleißige Handwerker und Kaufleute saßen hier und gaben dem Orte das Gepräge einer kleinen Stadt. In den unruhigen Zeiten der Hussitenkriege und des Schwedeneinfalles mußten die Bürger oft ihr fahrendes Hab und Gut vor den plündernden Feinden in Sicherheit bringen. Zahlreiche unterirdische Gänge erinnern noch an die Not jener Zeit. Auch in der Erinnerung der Bewohner ist sie noch nicht völlig erstorben. So erzählt die Sage, daß in der Hosterlitzer Kirche einst eine goldene Orgel stand, welche vor der Habucht der Feinde vergraben wurde. Die Wässer des geheimen Versteckes kamen ums Leben und die Orgel ruht noch heute tief im bergenden Schoß der Erde.

Der Hosterlitzer Kirchturm

Die Hosterlitzer Kirche besaß früher einen Turm, der von vier kleinen Seitentürmchen flankiert wurde. Von diesem Turme berichtet eine Sage folgendes: Als im Jahre 1805 Napoleon mit seinen Truppen nach Mähren einbrach, gab er den Befehl, bei Hosterlitz Stellung zu nehmen und die Oesterreicher zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen. Als Erkennungszeichen des Ortes gab er jenen eigenartigen Turm an. Auf

irgend eine Art erfuhr der Pfarrer des Ortes von diesem Befehl und ließ in aller Eile während der Nacht die vier kleinen Seitentürme abtragen. Als die französischen Truppen am nächsten Tage in den Ort kamen, suchten sie vergeblich den beschriebenen Turm. Als sie nach dem Orte „Osterlitz“ fragten, wies man sie nach „Austerlitz“, wo auch die Schlacht geschlagen wurde. So hatte der Pfarrer durch seine Geistesgegenwart Hosterlitz vor den unmittelbaren Schrecken des Krieges gerettet.

Der Dom

Im Tale der Sgla, ein gutes Stück Weges oberhalb der Ruine Tempelstein, gewahrt der Wanderer eine eigenartige Felsengruppe. Wie ein gotischer Dom mit einem Turm ragt eine Felsengruppe in den Himmel. Vor ihr steht ein menschenähnlicher Fels, der Zauberer, weiter oben zwei Figuren, der König und die Königin, und etwas seitwärts eine schlanke Felsennadel, die Prinzessin. Von diesen menschenähnlichen Figuren besteht eine Versteinerungssage, ähnlich wie vom Rabenstein bei Znaim oder von den 3 Jungfrauen auf der Maidenburg.

Es war einmal ein König und eine Königin. Sie hatten eine wunderschöne Tochter. Ein alter böser Zauberer hielt um ihre Hand an, wurde aber abgewiesen. Als später die Prinzessin mit einem Prinzen Hochzeit hielt, eilte der Zauberer rachebeschraubend herbei, um sich zu rächen. Er traf den Hochheitszug gerade vor dem Dome und verwandelte durch einen Zauberpruch ihn und sich selbst in Stein. So steht der Brautzug noch heute vor dem hohen Dome und harret des Reiters, welcher das Geheimnis des erlösenden Spruches kennt.

Die Entstehung des Calvarienberges

Hinter Kl.-Seelowitz bei Wolframitz steht mitten in der Ebene ein kleiner Hügel, wohl ein Tumulus, von dessen Entstehung sich das Volk erzählt, daß vor einer Schlacht (Hussiten od. Schweden) der Feldherr seine Truppen vorbeimarschieren ließ und befahl, daß jeder Mann einen Helm voll Erde vor ihm ausschütte. So soll der Hügel entstanden sein.



Aus dem Blabinger Gebiet

Die Sage von der Fronleichnamskirche, im Volksmunde „Heiligen Geist-Kirche“ genannt

Im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gab es in Mitteleuropa viel Streit und Unruhen. Ritter und Fürsten lagen untereinander und mit den Städten in Fehde. Die „kaiserlose, schreckliche Zeit“, wie sie Schiller nannte, war für das Entstehen von Räuberbanden ungemein günstig. Es waren die Tage des „Fauftrechts“. Plündernde Horden durchstreiften die Lande, überall Leben, Hab und Gut der armen Bewohner bedrohend; selbst geweihte Orte, wie Kirchen und Klöster, wurden nicht geschont. Nirgends fand sich ein starker Arm, der das Raubgesindel gebändigt hätte. Auch unsere Heimat hatte unter dieser Not schwer zu leiden. In alten Chroniken ist aus dieser Zeit folgende Wundersage zu lesen.

In einer Sturmesnacht des Jahres 1280 wurde die Pfarrkirche in Blabings von Räubern erbrochen. Nebst anderen Kostbarkeiten wie „Kreuz, Kelch und Leuchter“ wurde auch die Monstranz mit der Hostie entwendet. Darob großer Schrecken im ganzen Umkreis. Alle Nachforschungen nach den Uebeltätern waren vergebens.

Da geschah es eines Tages, daß ein Hirtenknabe, der unweit der heutigen Heil. Geist-Kirche seine Herde weidete, plötzlich aus einem Steinhäufen („Felsen“ wie es im Pfarrarchiv heißt) ein lebhaftes Feuer hervorzüngeln sah. Voll Schrecken rannte er den Feldarbeitern zu, die in der Nähe beschäftigt waren und schrie: „Bauern, Feuer!“ Die Leute liefen schnell zusammen und sahen erstaunt zwischen den Steinen, die von Gebüsch überwuchert waren, die geraubte Hostie: sie war völlig unterseht und von einem Schimmer überstrahlt.

Wie ein Lauffeuer ging nun die Nachricht von dem Wundergehehnis von Haus zu Haus und im Nu schickte man sich an, in feierlichem Zuge die wunderbare Stelle zu besuchen. Voran schritt der Stadtpfarrer, welcher am Fundorte angelangt, die Hostie ehrerbietigst aufhob. Sodann kehrte man zurück. Als aber die Andächtigen zum Stadttore (heute „Roter Turm“) kamen, war das Allerheiligste den Händen des Priesters verschwunden. — Man kehrte um und fand die Hostie an derselben Stelle. Der Diener Gottes trug sie wieder voran, aber beim Stadteingange verschwand sie abermals und auch ein drittesmal.

Erst als die gläubige Schar gelobte, an der Fundstelle eine Kapelle zu bauen, konnte die Hostie ungehindert in die Pfarrkirche zurückgetragen werden. Treu dem Gelübde wurde alsbald eine Kapelle erbaut. Diese wurde später von den Hussiten zerstört und an deren Stelle trat die heutige 1478 vollendete Kirche.

Der Jahrestag dieses wunderbaren Ereignisses wurde von nun an festlich begangen und auch noch in unserer Zeit kommen alljährlich die „Kreuzscharen“ aus nah und fern am Wallfahrtsfountage (d. i. der Sonntag v. Pfingsten) nach Blabings, um in der Hl. Geist-Kirche Predigt

und Messe zu hören. („Bauern-Feuer-Fest“ heißt es im Volksmunde, weil der Hirte, wie schon erwähnt, den Bauern also zugerufen hat).

Am „Rotenturmtor“, wo die Hostie den Händen des Geistlichen 3mal entchwunden ist, kann man heute noch 2 blecherne Tafeln mit einer darauf bezüglichen Inschrift lesen.

Der Rührfasselbrunnen in Pfaffenschlag

Westlich von Zlabings liegt der Wald „Pfaffenschlag“. Dort stand vor Zeiten ein Dorf gleichen Namens; Die Ueberreste der Grundmauern dieser Ortschaft sind noch heute wahrnehmbar. Wo einst der Dorfplatz war, ist heute eine nasse Wiese, der Standort des seichten vernachlässigten „Rührfasselbrunnens“.

Die Sage erzählt davon folgendes: Es war zu einer schweren Kriegszeit, da streiften raubgierige Horden in der Gegend umher und auch dem Dörflein Pfaffenschlag drohte das Verderben. Da ergriffen die Bewohner die Flucht, taten aber zuvor alle ihre Kostbarkeiten, Geld, Schmuckgegenstände u. dgl. m. in ein Butterfaß (Rührfassel), welches sie im Dorfbrunnen versenkten.

Von den Pfaffenschlägern kehrte niemand zurück; sie starben und verdarben in der Fremde. Das Dörflein ging ein und der Wald nahm davon Besitz. Das Butterfaß versank aber in den Grund.

Es steigt alle Jahre einmal aus der Tiefe empor: am Palmsonntag, wenn in der Kirche die Leidensgeschichte Jesu Christi gelesen wird. Wer da gerade zurechtkommt, ein Sonntagskind ist und das Christophgebet richtig herfagen kann, dem ist es ein Leichtes, das Rührfassel aus dem Brunnen zu heben. Er darf aber weder bei der Arbeit noch auf dem Heimwege ein lautes Wort sprechen und sich auch nicht umsehen.

Einmal gelang es einem Zlabinger Bürger, den Schatz zu heben und auf den Wagen zu bringen. Bei der Abfahrt zeigte sich aber sein Pferd störrisch und er begann laut zu schelten. In demselben Augenblick war das kostbare Butterfaß vom Wagen verschwunden.

Ein anderer fuhr bereits mit seiner Beute durch den Wald heim, da rief ihn jemand an. Er vergaß alle Vorsicht und blickte um sich; da hörte er ein höhnisches Gelächter und der Schatz war verschwunden.

Das Schwedenkreuz

In unmittelbarer Nähe des Altharter Ortsfriedhofes steht abseits vom Wege ein Kreuzstein, den die Sage als „Schwedenkreuz“ bezeichnet. Es ist dies ein Sühnkreuz von der Art, wie sie in Westböhmen (Egerland) unter derselben Bezeichnung öfter vorkommen, in der Gegend um Tschütz aber als „Kroftkreuz“ und in slawischen Gebieten als „Chrill- und Methodkreuz“ bezeichnet werden.

Unser Kreuzstein soll nach der Sage die Stelle bezeichnen, an welcher gelegentlich der Schwedeninvasion im Jahre 1645 ein feindlicher Heerführer (Oberst) durch einen Schuß aus dem belagerten Schlosse den Tod fand.

Der Wachtberg — ein Schwedengrab

An den in s. ö. Richtung des Ortes Althart gelegenen Wachtberg knüpft sich die heute hier nahezu vergessene Sage, daß jener schwedische Befehlshaber, der an dem vom Schwedenkreuze bezeichneten Orte gefallen war, von seinen Soldaten an der Stelle des heutigen Wachtberges bestattet wurde. In ihrer Trauer um den geliebten Feldherrn trugen die schwedischen Soldaten mit ihren Mützen so viel Erde auf das Grab, daß die Grabesstelle weithin sichtbar wurde und der Wachtberg entstand.

Nach einer anderen Fassung hätte jeder schwedische Soldat bloß eine Mütze voll Erde auf das Grab getragen und der mächtige, weithin sichtbare Berg lasse die große Zahl der Feinde erkennen, die Althart belagert hatten.

Ein Zweikampf

Das Altharter Schwedenkreuz hat in dem im Ortsried „Stüblbreiten“ der Katastralgemeinde Mitten gelegenen Kreuzstein ein Seitenstück. An beide Steine, die ungefähr 2 km von einander entfernt liegen, knüpft sich die Sage, daß sie zur Erinnerung an einen in grauer Vorzeit zwischen zwei Rittern ausgetragenen Zweikampf errichtet wurden; sie sollen die Stelle bezeichnen, an der die Ritter, von den zu gleicher Zeit abgeschossenen Pfeilen tödlich getroffen, fielen.

Die Gründung der Orte Frauendorf, Margarethen und Wenzelsdorf

Ueber die auf ehemals Altharter Dominikalgrund nach 1700 durch Max Franz von Deblin gegründeten Orte Frauendorf, Margarethen und Wenzelsdorf geht die Sage, daß dieser Gutsherr die neuen Siedelungen zugunsten seiner Kinder Veronika, Margarethe und Wenzl errichtete und nach diesen benannte. Frauendorf, in der Taufmatrik der Pfarre Althart zum 1. Male am 20. März 1715 erwähnt, erhielt die Tochter Veronika (= im Dialekt „Braunl“; daher „Braunldorf“, später Frauendorf), Margarethen (erste Erwähnung im Neustifter Taufbuch am 18. März 1707 als „Margarethendorf“ und von Deblin in Erinnerung an die Vorbesitzerin des Gutes, Marie Margarethe Trautsohn von Falkenstein, benannt) bekam die 2. Tochter Margaretha, und Wenzelsdorf, dessen am 16. April 1712 als „Waglesdorf“ im Neustifter Geburtsbuch die erste Erwähnung geschieht, der Sohn Wenzel.

Die Sage von der Muttner Brücke

Aus dem Material der 1785 von Kaiser Josef II. aufgelassenen Monseratkirche wurde eine gewölbte Brücke über das durch Mitten gegen Althart fließende Bächlein gebaut. Einen Tag nach ihrer Vollendung — es war ein Fronleichnamstag — soll nun über Mitten ein so starker Wolkenbruch niedergegangen sein, daß der Bach zum reißenden Wasser wurde und die Brücke vernichtete. Das zu ihrem Baue verwendete Steinmaterial aber war spurlos verschwunden. Dort, wo gestern noch die Brücke stand, war der Graben am weitesten und tiefsten.

Die Erzählung von den Pelzweibchen

„Bei Althart beginnen die lieblichen Täler des Flusses Thaya, in denen sich aus der Zeit unserer Urväter die Mythie von sogenannten Pelzweibchen, einer Art Elfen oder Undinen, erhielt. In mondhellten Nächten, wie in sonnigem Mittage erlustigen sich, wie alte Mütterchen zu erzählen wissen, in der grünen Dämmerung der Erlengebüsche am Ufer der Thaya zwergartige, weiße Weibchen in fröhlichem Tanze. Dann treten sie an des Ufers Rand, ziehen ihre niedlichen Pelze aus und waschen sie, eufig und freundlich nickend, aber schweigend aus. Nie wird der Vorübergehende von ihnen beleidigt, wenn er sie in ihrem Wesen nicht stört; doch tut er dies oder spottet ihrer, so fühlt er auch sogleich die unverhältnismäßige Schwere ihrer kleinen Hände und wenn er aus seiner dadurch herbeigeführten Ohnmacht erwacht, sind die kleinen Quälgeister verschwunden“.

(Schilderung Horth's im „Brünner Wochenblatt“, 1827; in Althart ist diese Mythie bei den erwachsenen Leuten vergessen.)

Der Spötter in der Hl. Nacht

Drei Burschen aus Lernitz wollten in der Hl. Nacht die Engel singen hören. Sie gingen zu dem Zwecke auf einen Kreuzweg. Zwei beteten, der dritte lachte nur. Da rief eine Stimme: „Schüsserl voll Darm!“ Am Ziele angelangt, hörten die zwei den Gesang, der dritte aber nichts. Als sie heimkamen, trennte sich der Spötter von den Kameraden. Sein Haustor war schon versperrt und so stieg er über den Lattenzaun in den Garten. Dabei rutschte er ab und stieß sich die Zaunspitzen in den Bauch, daß die Gedärme hervorquollen.

Die wilde Jagd

In stürmischen Nächten zieht die wilde Jagd über Wald und Feld. Man hört Pferde wiehern, Hunde bellen, Raben krächzen, Pfiße schrillen, Stimmen rufen, kurz, es ist ein Höllenlärm. Die wilde Jagd zieht kaum eine Elle über dem Erdboden dahin; wenn man sie kommen hört, ist es am besten, sich flach auf die Erde zu legen und das Gesicht in den Händen zu verbergen. Einmal hat einer den Lärm der wilden Jagd hinter seinem Hause gehört. Er ging hinaus und rief vorwitzig: „Gebt mir auch einen Hasen!“ Da wurde ihm ein Pferdefuß zugeworfen.

Der Drache

Es gibt Drachen, die nachts umherfliegen, wobei sie bei Anruf das fallen lassen, was sie in den Händen halten. Manchmal ist es Feuer, das niemand löschen kann. In einem Ramin zu Markl hatte ein Drache seinen Schlupfwinkel. Die Leute stellten ihm am Abend eine Schüssel voll Milch hin und am Morgen fanden sie dort einen Goldschak.

Der schwere Wagen

Um Mitternacht fährt manchmal der „schwere Wagen“ herum. Man hört ihn poltern, Rosse schnauben, Peitschen knallen, aber es ist nichts zu sehen. Der Wagen ist mit armen Seelen beladen. Sie werden erlöst, wenn es jemandem gelingt, auf den vorbeirollenden Wagen einen Rosenkranz zu werfen.

Schönakowiz

Von dem Pfarrorte Neustift bei Piesling führt am linken Thaya-ufer ein schmaler Weg, auch der „tote“ Weg geheißen, nach Mudlau und Neuhart. Links auf den Wiesen, so in der Mitte des Weges von Neustift nach Mudlau, sieht man noch heute deutlich die Stellen, wo die Häuser von Schönakowiz gestanden sind.

Von der Zerstörung dieses Ortes erzählt man sich in der hiesigen Gegend folgende Sage. Als sich im 30 jährigen Kriege die Schweden nach der Belagerung Brünnns aus Mähren zurückzogen, soll auch ein Trupp Schweden nach Zoppanz bei Döschin gekommen sein und dort geplündert haben. Dabei soll ein Schwede, der sich verspätet hatte, von einem Zoppanner Bauern erschlagen worden sein. Ein zweiter Trupp Schweden nahm denselben Weg und erfuhr in Schönakowiz, daß einer der Ihrigen erschlagen worden sei. Aus Rache darüber zündeten sie Schönakowiz an und zerstörten es gänzlich. Es wurde nicht mehr aufgebaut.

Der Hexentanz

Nördlich von Stallek, auf dem Wege nach Modes, liegt die Wegkreuzung „Edelbruckweg“. Davon erzählt die Sage: Jedes Jahr am Karfreitag fand um Mitternacht auf dieser Wegkreuzung der Hexentanz statt. Die Hexen waren während des ganzen Jahres in dem naheliegenden Walde versteckt. Nur am Karfreitag kamen sie um Mitternacht aus dem Walde, um ihren Tanz aufzuführen. Der Teufel allein besorgte die Musik. Jeder Stalleker konnte dieser Unterhaltung von der Ferne beiwohnen.

Einmal gelang es einem Stalleker Bürger, den Tanz ganz in der Nähe zu sehen. Er stach den Rasen behutsam als Quadrat aus der Erde, grub ein so tiefes Loch, daß er sich gut verstecken konnte, nahm den Rasen auf seinen Kopf, daß der Erdboden wieder ganz gleich war, nahm ein Gewehr zu sich und schoß während des Tanzes dem Teufel den Dufelsack einzuwei. Die Unterhaltung war aus und die Hexen waren verschwunden. Jedoch sieht man heute noch immer am Karfreitag um Mitternacht den Stalleker Bürger zur Strafe tanzen. Der Teufel pfeift und gibt den Takt dazu.

Die Vidherscher Kirche in der Sage

Das Dorf Vidhersch, westlich der alten Verkehrsstraße Datschitz-Blabings gelegen, ist eine der ältesten Siedlungen des Blabinger Ländchens. Der Name kommt schon 1278 in einer Urkunde der Landsteiner Witigonen vor. Witigo von Landstein († 1312) und Wilhelm von Landstein († 1356) erbauten Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Vidherscher Kirche. Sie fiel nach dem Tode des ersten Pfarrers Pilgram mit ihrem Ertragnis, als Schenkung Wilhelms von Landstein, dem Großmeister des Kreuzherrenordens zu. Diese Schenkung genehmigte der Olmüzer Bischof Jgnaz mit der Urkunde vom 25. Mai 1332.

Diese alte Kirche, die Kriegslärm und Waffengeklirr wohl oft umtoste, steht im Mittelpunkt der heimatischen Sage. Kein Wunder! Bot sie doch — mit Graben, Wall und Mauer umgeben — eine Zufluchtsstätte in Kriegsnot und Elend.

Nachklänge altväterlichen Erlebens finden wir in folgenden Sagen:

1. Der Teufelsprung

Als unsere Urväter vor vielen, vielen Jahren unsere Kirche bauten, saß der Teufel auf dem Nadelitzberge und sah voll Zorn dem Wachsen des Baues zu. Er sandte seine Gefellen zu Geldgebern und Arbeitern, daß diese vom Weiterbaue ablassen sollten. Aber jeder kam ohne Erfolg zurück.

Da packte den Hörndlmann ärgste Wut. Er riß einen Stein aus dem Berge und sprang damit gegen Vidhersch. Als er nicht mehr weit von der Kirche war und den Fels auf die Kirche schleudern wollte, läutete es Mittag.

Da mußte der Schwarze den Stein fallen lassen. Scheltend fuhr er zur Hölle, weil er dem Gotteshause nichts anhaben konnte.

Den Teufelsstein sehen wir noch heute auf dem Wege nach Lipolz.

2. Die feurige Kugel

Lange, lange vor dem Schwedenkriege kamen einmal böhmische Räuber in unsere Gegend und überfielen die schlafenden Bauern, töteten viele Männer, Weiber und Kinder, verbrannten die Häuser und beraubten die Kirche.

Damit solch Unglück nicht wieder geschehen könne, gab Gott den Vidherschern bei Kriegsgefahr ein Zeichen, damit sie selbst in der Kirche Schutz finden und diese vor Raub bewahren können.

Droht Krieg und Not, so bewegt sich zu mitternächtiger Stunde vom Moosweiher gegen Vidhersch eine feurige Kugel und verschwindet in der Kirche.

Durch dieses Zeichen wurde die Kirche oft vor Zerstörung bewahrt. (Berichterstatte will selbst die Kugel im Mai 1914 gesehen haben.)

3. Der Kirchenschatz

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges blieb auch unsere Heimat von den Greueln verwilderter Söldner nicht verschont. Einmal kam die Nachricht, daß schwedische Kriegerleute wieder raubend und plündernd die Heimat durchziehen. Angst und Schrecken erfaßte alle Vidhersch, besonders aber die Hüter der Kirche, drei Mönche, die im Pfarrhose wohnten.

Als die Nachricht vom Nahen des Feindes eintraf, packten zwei der Mönche ihre Habseligkeiten und flohen. Nur Bruder Lorenz, der Laienbruder, der das Kirchenglöckel zu läuten hatte, blieb. Er nahm alle Wertfachen und vergrub sie hinter der Kirchhofmauer, schnallte ein Schwert um und stellte sich an die Spitze der Bauern, um die Kirche gegen den Feind zu halten.

Wacker hielten die Vidhersch dem Feinde stand. Bruder Lorenz fiel aber von feindlicher Kugel getroffen.

Niemand hat erfahren, an welcher Stelle der vergrabene Schatz liegt. Er ist vergraben und bleibt vergraben.

4. Die Muttergottes als Beschützerin

Es war eine schwere Zeit. In unserem Vaterlande, ja in der ganzen Welt loderte die Kriegsfackel. Wilde Soldatenhorden zogen sengend und brennend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf.

Der schwedische General Torstensson hatte Brünn belagert und folgte mit seinen Truppen dem schwedischen Heere, das die Städte Waidhofen a. d. Thaya, Weitra und Drosendorf belagerte. Rauchende Brandstätten,

verwüstete Saatsfelder, Not und Elend unter der Landbevölkerung bezeichneten den Weg der siegreichen, übermütigen Horden. Wolfstisch, Mientstisch bei Datschig wurden geplündert, Hostes und Petschen schwer heimgesucht.

Von ferne schon erspähten habgierige Augen die Vidhercher Kirche. Sie sollte die Raublust der Plünderer befriedigen. Ein Troß von schwedischen Reitern schwenkte ab und zog gegen Vidherch, die Kirche zu berauben.

Finstern sah ihnen der hundertjährige Kirchturm entgegen. Er dürfte gewußt haben, was die wilden Gefellen wollten. Die Sonne versteckte sich hinter den Bergen, als sie sich der Kirche näherten. Da erscholl auf einmal das Wirbeln vieler Trommeln und ein großer Lärm betäubte die Ohren der Feinde so, als wäre ein Heer gegen sie im Anzuge. Dazu schwebte die Mutter Gottes, auf einem Adler stehend und ein feuriges Schwert gegen sie zückend, in den Wolken über der Kirche.

Bei diesem Anblicke erfaßte die Schweden mächtiger Schrecken. Sie flohen und ertranken alle im Moosweiher.

Böse Jahre suchten unser Dorf auch fernerhin heim. Heere, katholisch und lutherisch, zogen vorbei und markten gräßlich den Weg, wo die unberaubte Kirche traurig in die versengte Heimat hinausblickte.

5. Das Geipenst von Döblin

In Ur-Urgroßvaters Zeiten lebte in Vidherch ein Vogt, wie er nicht hätte sein sollen. Den armen Bauern, die ohnehin frohnen und zehnten mußten, nahm er ihr letztes Stück Feld weg und legte einen großen Fischteich an, den er mit einem starken Damm umfriedete, daß ja kein Wasser in seine Felder käme.

Nicht lange freute sich der Vogt seines Raubes. Er starb und weil er so grausam war, fand seine Seele keine Ruhe.

Er wandelt noch heute um die schwarze Stunde in den Döblen.

Kommt man in seine Nähe, so hört man schweres Aechzen und Stöhnen. Er ist müde vom vielen Wandern.

Kein Mensch kann ihm helfen — er muß weihigen bis zum jüngsten Tage.

(Diese Sagen wurden dem Berichterstatter von Anton Niedling, Vidherch Nr. 50 und Ferdinand Achag, Vidherch Nr. 10 erzählt und 1923 aufgezeichnet).

Der schwimmende Apfel

Im Gemeindegebiete von Wispiß, einem kleinen Dörfchen, war vor vielen Jahren eine Anzahl von Teichen. Ueberall sieht man noch die Dämme, zum Teil noch recht gut erhalten und an vergangene Tage erinnernd. So erstreckten sich auch einstens über die heutigen Steigertichwiesen zwei ausgedehnte Teiche. Es ist dies ein abseits gelegener Flurteil, der auch heute beim Wanderer einen eigenartigen Eindruck hinterläßt. In diesen Teichen pflegte stets die Dorfjugend zu baden. Auf einem der Dämme stand eine uralte mächtige Eiche, unter welcher Bewohner des Dörfchens öfters um die Mittagstunde ein altes, verhuzeltes, frosharänes Männchen gesehen haben wollen, das sich sein grünes Haar kämmt. Oefters sahen auch die badenden Dorfburschen in diesem Teiche einen besonders schön gezeichneten Apfel schwimmen. Wieder einmal war der schöne Apfel zu sehen. Da beschloß ein guter Schwimmer, den Apfel zu holen. Er schwamm ihm nach, konnte ihn jedoch

nicht erhaschen, immer wieder, wenn er ihn zu fassen glaubte, entschlüpfte er seiner Hand. Auf diese Weise war er ziemlich weit in den Teich gekommen. Plötzlich fühlte er, wie ihn etwas an den Füßen festhielt und in die Tiefe ziehen wollte. Trotz aller Anstrengung konnte er nicht weiter und hatte Mühe, sich über Wasser zu halten. Auf die verzweifelten Hilferufe schwammen seine Kameraden herbei, die nur mit Mühe den Verwegenen den Händen wohl jenes grünen Männchens entreißen konnten und ihn wieder heil ans Ufer brachten.

Die Froschlacke

Nordwestlich von Wispitz erstreckt sich ein Wald von ziemlicher Ausdehnung. Er hat auch heute noch sumpfige Stellen. Eine solche Stelle wurde wohl der vielen Bewohner wegen, Froschlacke genannt, und heute noch nennen die Leute diese Stelle so, obwohl sie schon längst trockengelegt ist. In dieser morastigen Stelle führte auch ein Weg vorbei und zwar von Wispitz nach Althart. Wollte da einstens in einer rauhen Christnacht ein Bauer aus Wispitz nach Althart in die Mette gehen. Als er zur Froschlacke kam, sah er plötzlich eine Herde Schafe vor sich, die ihm den Weg verstellten. Ob er nun rechts auswich oder links, nirgends ließen ihn die Schafe durch, sondern bedrängten ihn immer mehr. Da packte den Mann das Grauen, denn dies konnten unmöglich richtige Schafe sein. Er wandte sich, um den Rückweg anzutreten. Doch als die Tiere dies merkten, umringten sie ihn von allen Seiten und verstellten ihm auch den Rückweg. Schon glaubte der Bauer, sein letztes Stündlein sei gekommen. Da hörte er in weiter Ferne einen Nachtwächter die 12. Stunde verkünden und mit dem letzten Tone, waren auch seine Quälgeister, die Schafe, verschwunden. In die Mette ging aber der Bauer diesmal nicht mehr. Dies soll noch öfters anderen Leuten geschehen sein, die um die Mitternachtsstunde an der Froschlacke vorüber kamen.

Der unheimliche Jäger

Als es über das Jagdrecht noch keine strengen gesetzlichen Bestimmungen gab, hielt mancher Bauer des Dorfes in einem verborgenen Winkel des Hauses eine Schußwaffe versteckt. Kein Bauer sah darin einen Frevel, wenn er sich zur Aufbesserung der Kost ab und zu einen Hasen oder auch ein Reh aus dem Walde holte. Wollte sich da auch einmal ein Bauer aus Wispitz einen Hasen für den Sonntag holen. Er ging daher bei Einbruch der Dämmerung in das nahe Ertholz und suchte sich einen geeigneten Baum für den Anschlag aus. Der Zufall wollte es, daß ihm diesmal lange kein Köffelmann vor das Schießbrohr laufen wollte. Von der harten Tagesarbeit und dem langen Warten müde geworden, schlief er ein. Er hatte schon geraume Zeit geschlafen, als er plötzlich erwachte und zu seinem Schreck einen Jäger mit Hund vor sich stehen sah. Der Jäger hielt sein Gewehr drohend gegen den Wilddieb im Anschlag und der Raubschütze konnte vor Schreck sein eigenes nicht hochheben. So hielt der Jäger ziemlich lange den Bauer in Schach. Endlich hörte der Bauer aus dem Dorfe die 12. Stunde blasen und mit dem letzten Ton war auch der Jäger mit dem Hunde verschwunden. Diesem Jäger sollen noch andere Wild- und Holzdiebe und auch diensthabende Förster begegnet sein.

Die Feuermännchen

Die zwischen Wispitz und Quakowitz liegende sumpfige Stelle, über die eine Brücke führt, muß eine Anzahl böser Geister beherbergt haben. Ging da

einmal in der Nacht ein Mann nach Wispitz. Noch fern von der Brücke, sah er schon drei feurige Männlein sonderbare Tänze aufführen, wozu sie immer „huh hu!“ schrien. Der späte Wanderer war ein beherzter Geselle und auch etwas übermütig. Er ahnte daher die Rufe der Feuermännchen nach. Nun begann aber eine tolle Jagd! Auf einmal waren die Feuermännchen bei dem Wanderer und begannen ihn zu verfolgen. Da wurde dem Manne doch bange, weshalb er zu laufen anfieng. Aber auch weiter waren die Feuermännchen hinter ihm. Endlich erreichte er atemlos Wispitz und suchte in der ersten Schenke Schutz. Als er unter die Traufe kam, fing ein Feuermännchen gräßlich zu fluchen an und schrie: „Dein Glück, daß du geborgen bist, sonst hätten wir dich zerrissen!“ Dann verschwanden sie in der Richtung gegen die Brücke.

Der gebannte Wagen

Ein andermal ereilte einen Fuhrmann in dem in der Nähe von Wispitz liegenden Walde die Nacht. Da saß auf einmal ein feuriges Männchen auf seinem Wagen und die Pferde, obwohl schwitzbedeckt, brachten nun den Wagen nicht von der Stelle. Alles Anrufen und auch Schlagen der Pferde half nichts; sie kamen nicht weiter. Schon ganz verzagt, fing der Fuhrmann auch zu beten an; trotzdem kamen die Pferde nicht weiter. Da wurde der Fuhrmann zornig und begann zu fluchen und siehe, das Feuermännchen verschwand und ohne Mühe kamen nun die Pferde mit dem Wagen weiter.

Der schwarze Hund

Wieder einmal kam ein Bauer und sein Knecht mit zwei Fuhrren Asche spät abends über die verrufene Brücke bei Wispitz. Plötzlich tauchte ein großer, schwarzer Hund auf und lief vor den Ochsen des ersten Wagens, so daß die Tiere stutzten und nicht weiter gingen. Der Bauer wollte daher den schwarzen Hund vertreiben und schlug mit der Peitsche nach ihm. Da gab es plötzlich einen Polterer und der hintere Teil des Wagens, worauf der Bauer gesessen, stand nun gegen Qualkowitz, während die Ochsen mit dem Vorderwagen wie ursprünglich nach Wispitz standen. Von der aufgeladenen Asche war jedoch nichts verstreut. Es mußte nun aus dem nahen Wispitz Hilfe geholt werden, damit der Wagen wieder in Ordnung gebracht werde und der Bauer weiterfahren konnte.

Der eigentümliche Marder

Zur Winterszeit gingen einmal abends zwei Männer aus Wispitz gegen Qualkowitz. Auf halbem Wege führt eine Brücke über eine sumpfige Stelle. Da sahen die beiden Männer einen schönen Marder unter der Brücke verschwinden. Solch schöne Beute wollten sie sich nicht entgehen lassen, weshalb sie ihm nacheilten. Jeder von einer anderen Seite, krochen sie nun auch unter die Brücke. Der eine wartete schon eine geraume Weile, ohne von dem vermeintlichen Marder etwas zu sehen oder zu hören. Auch war vom Kameraden nichts zu sehen und zu hören. Endlich hört er, aber schon in ziemlicher Entfernung, den Freund rufen, er möge ihm schleunigst folgen. Dem Kameraden nachgekommen, erzählt der ganz besträzt, daß ihn unter der Brücke etwas gefaßt hätte und in den Sumpf ziehen wollte und nur mit großer Anstrengung hätte er entkommen können. Keine zehn Pferde brächten ihn von nun unter die verrufene Brücke.

Der unheimliche Fremde

Einstens in einer mond hellen Winternacht ein Bauer aus Wispitz von Qualkowitz nach Haus. Als er zur Brücke kam, wo es umgehen sollte, sah er einen Fremden vor sich gehen. Um einen Wegkameraden zu haben, rief er ihn an und ging schneller, um ihn einzuholen. Der Unbekannte kehrte sich aber nicht um, sondern bog in einen Seitenweg ein, der im tiefen Graben endet. Da beschloß der Bauer, neugierig geworden, zu erforschen, wer das sein mochte und ging dem Fremden nach. Als er aber zum tiefen Graben kam, wurde er plötzlich von dem Manne gepackt und mit solcher Wucht zu Boden geworfen, daß Pudelmütze, Stock, Häutlinge und Holzschuhe in weitem Bogen davonsflogen. Sich schnell aufraffend, sah er jedoch niemand in seiner Nähe. Da packte ihn ein Schauer. Er ließ alles liegen und lief so schnell ihn die Beine trugen nach Haus. Als er am anderen Morgen die zurückgelassenen Sachen holen ging, fand er sie vor, und seine Fußspuren waren deutlich sichtbar. Auch seine Körperabdrücke waren im Schnee zu sehen; doch von der Spur des zweiten Mannes, der ihn zu Boden warf, war in der Nähe nichts zu bemerken. Es führten nur seine Spuren zu und von dem Pläze.

Der Schmalztopf

Einstens kaufte eine Frau von einer Wispitzer Bäuerin einen Topf Schmalz. Als die Frau doch schon einige Zeit von dem Fett kochte, fiel ihr auf, daß das Schmalz nicht weniger wurde. Da ihr die Sache verdächtig vorkam, ging sie daran, den Topf gänzlich auszuleeren. Es dauerte eine geraume Zeit, bevor sie auf den Boden des Topfes kam. Mit Entsetzen sah sie da eine Kröte sitzen, die fortwährend Schmalz anspie.

Der Frosch und die Frau

In vielen Landgemeinden ist die Meinung verbreitet, daß die Anwesenheit gewisser Kriechtiere und Lurche als glückbringend aufzufassen sei. Aus diesem Grunde werden diese in den Liegenständen des Landwirthes recht gerne geduldet. Aber wehe, wenn es einer rohen Hand einfällt, ein solches Tier zu töten! Das Glück hat in dem Augenblicke das Haus verlassen, sobald das arme Tierchen seine letzten Zuckungen macht. Außerdem läuft derjenige Gefahr, ebenfalls eines solchen Todes zu sterben, wie das bedauernde Lebewesen.

Die Wahrheit dieser Meinung soll einst eine hartherzige Frau an sich selbst erfahren haben.

Es war Mittag zur schönen Frühlingszeit. Warm schien die Sonne zur Erde nieder. Ihre Strahlen fielen auch in den Hof einer Bäuerin, wo gerade ein Fröschlein lustig umher sprang. Doch bald mußte es zur Einsicht kommen, daß ein Aufenthalt in dieser Wärme ihm auf die Dauer nicht wohl bekommen würde. Deshalb sah es sich gar bald genötigt, den kühlen Schatten aufzusuchen. Von der tollen Springerei etwas ausruhend, saß nun unser Freund im kühlen Schatten. Doch was war das? Es schien ihm, als ob ein frischer, feuchter Luftstrom seinen Körper treffe. Der Wunsch, sich noch eine bessere Abkühlung zu suchen, wurde immer reger. Zwei Sprünge und schon saß er am Rande eines mit Holz verdeckten

Brunnens. Nach eingehender Suche hatte er gar bald eine Oeffnung gefunden, durch die er schlüpfen konnte. Ein Sprung und — Patsch saß das Fröschlein auf einem vorspringenden Felsen im Wasser. Doch lange konnte er sich seiner angenehmen Ruhe nicht erfreuen. Die Bäuerin hatte eben ihrer Magd den Auftrag erteilt, Wasser für die Küche zu holen. Als diese dem Befehle nachkam und den Brunnen öffnete, sah sie den Frosch auf dem Steine sitzen. Erfreut über diese Wahrnehmung schöpfte sie rasch die Butte voll, um der Bäuerin die Anwesenheit eines „Glücksbringers“ zu melden. Als sie aber der Bäuerin von dem Wahrgenommenen Mitteilung machte, war diese sehr erzürnt und erklärte, der Frosch müsse sofort herausgeworfen und getötet werden, denn das Wasser, in dem sich ein Frosch gebadet hat, kann man nicht trinken und auch nicht zum Kochen verwenden. Schweren Herzens ging nun die Magd zum Brunnen zurück, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Als sie den Brunnen öffnete und sah, wie sie der „Glücksbringer“ so traurig und ängstlich anblickte, konnte sie vor Leid den Befehl nicht mehr ausführen und ersuchte einen Knecht, der gerade dazu kam, den Frosch aus dem Brunnen zu entfernen. Doch auch er konnte sich nicht dazu entschließen. Als nun die gestrenge Bäuerin erfuhr, daß man ihren Auftrag nicht ausgeführt hätte, wurde sie zornig, nahm eine Hengabel, ging zum Brunnen und spießte den armen Frosch gerade durch das Maul auf und warf ihn, Verwünschungen aussprechend, in die Ecke des Hofes. Verdrossen ging sie ihrer Arbeit nach. Der Frosch war aber noch nicht tot. Von Schmerzen gepeinigt lag er im Grase. Als die Bäuerin kurz darauf aus der Haustür trat, nahm der Frosch plötzlich eine menschliche Stimme an und sagte wimmernd: „Bäuerin, ich wünsche dir, daß auch du auf gleiche Art elend zu Grunde gehen mußt wie ich!“ Hohnlachend entgegnete sie: „Bist du gar ein verwunschener Prinz, daß du reden kannst. Mich wird niemand durch den Mund stechen. Daß ihr Glücks- oder Unglücksbringer seid, das glaube ich nicht“. Sprach's und drehte sich energisch um und ohne Mitleid mit dem armen Tiere zu empfinden ging sie ins Haus.

Heuzeit war es. Duftend lag das gemähte Gras auf den Thaya-wiesen und wurde von den sengenden Sonnenstrahlen getrocknet. Auf einmal stieg im Westen über dem M. Serrat eine schwarze, unheildrohende Wolkenwand auf. Bald vernahm man in der Ferne ein dumpfes Rollen. Als die Bäuerin dies bemerkte, gab sie ihrem Knechte die Weisung, sofort die Pferde einzuspannen, um das bereits trockene Heu zu holen. Rasch wurden die nötigen Geräte, Gabeln und Rechen, auf den Wagen gelegt und in rascher Fahrt ging es zur Thaya hinunter. Als das Gefährt den Abhang hinab polterte, drohte die Gabel herab zu fallen. Rasch bückte sich die Bäuerin, die auf dem Wagen saß, um sie aufzuheben. Zu spät. Die Zinken der Gabel gerieten in die sich schnelldrehenden Räder, brachen ab und eine davon fuhr der Bäuerin mit großer Gewalt in den Mund und blieb in demselben stecken. Geistesgegenwärtig riß sie noch die Zinke heraus und lief zur Thaya, um sich die Wunde zu reinigen. Trotz der großen Schmerzen gedachte sie der Worte, die der Frosch in seiner Todesqual gesprochen und gelobte, nie mehr einem Tiere etwas zu leide zu tun. Doch es war zu spät. Die Zinke hatte edle Teile des Kopfes verletzt und es dauerte nicht lange, so gab sie ihren Geist auf. An einem taufrischem Sommermorgen übergab man ihren Leib der Erde.

Der verherzte Stall

An einem Sommerabende saß der alte Bauer Blasel nach getaner Arbeit, mit sich selbst zufrieden auf der Bank vor dem Hofe und schmauchte sein Pfeifchen. Best sollte es in seinem Hause bald anders werden. Sein Sohn, der Hans, sollte nächste Woche mit der reichen Zenzi aus Lidherich Hochzeit halten und da wollte er ihm seinen Besitz übergeben, um in die wohlverdiente „Ausnahm“ zu gehen. Lieber wäre es ihm wohl gewesen, wenn der Hans des Nachbarn Stafel als Schwiegersohn gebracht hätte, denn das war ein braves Dirndl, bei der hätten sie es auf ihre alten Tage gewiß recht gut gehabt. Fleißig ist wohl die Zenzi auch und einen tüchtigen Bagen Geld bringt sie ebenfalls mit, aber auch einen guten Mund. Nun Vermögen kann ja der Bauer immer brauchen, obwohl er ihm den Grund ohne Schulden übergeben wird. In seinem Stalle war immer das schönste Vieh zu finden, seine Felder lieferten den reichsten Ertrag, nie hatte er Unglück gehabt. Freilich mummelten die Leute wohl, daß sich seine Anna auf das Hexen verstehe, daß sie es fertig brächte, ihre Erträgnisse auf Kosten anderer zu steigern. Während die anderen Bauern schlecht genährte Kühe, die wenig Milch gaben, Schweine die nicht sonderlich an Gewicht zunahmen, Hühner die wenig Eier legten, Felder die wenig ertragreich waren, ihr eigen nannten, so war es doch bloß der Neid, der aus ihnen sprach und die Vermutung aufkommen ließ, daß seine Frau all den Nutzen auf ihre Wirtschaft verherzte. — Dies dachte der Bauer, während er dicke Rauchwolken vor sich hin paffte.

Die große Hochzeit war vorüber. Die junge Bäuerin hatte mit ihrem prächtigen Hausrat Einzug gehalten. Frieden und Glück walteten im Hause. Aber gar bald sollte die Ruhe gestört werden. Die Bäuerin hatte neben all dem Schönen, auch eine Eigenschaft mitgebracht, den nimmerfatten Geiz. Die „Ausnahm“ wurde in schlechter, oft nicht mehr genießbarer Form und mit verschiedenen Reden gegeben. Obwohl der junge Bauer seine Eltern der Bäuerin gegenüber in Schutz nahm, wurde er mit Schimpfen und Schreien erledigt, so daß er es bald vorzog, lieber ruhig zu sein. Daß auf diese Weise den alten Leuten ihre verdienten Ruhetage sehr verbittert wurden, ist wohl selbstverständlich. Es sollte aber noch ärger kommen. Die junge Bäuerin hatte kein Glück in der Viehwirtschaft. Sie sandte deshalb ihren Mann um den Schmalzbauer nach Klein-Motten. Der kam und untersuchte alles gründlich. Als er fertig war, wollte sie gleich wissen, wo die Ursache liege. Doch er entgegnete ernstes Gesichtes, ihr Mann möge ihn bis an die Grenze begleiten. Dort angekommen erklärte er ihm, daß es seine eigene Mutter sei, die die Ursache der schlechten Wirtschaft wäre. Schweren Herzens kam er nach Hause. Die Bäuerin fragte natürlich sofort. Nach langem Zögern teilte er ihr die Aussage des Schmalzbauern mit. Sie faßte nun den Entschluß, ihre Schwiegermutter unchädlich zu machen. Nichts ahnend ging diese eines Tages in den dunklen Gang des Hauses, stürzte über dort aufgestapelte Geräte und schlug derart fest an eine Eisenstange, daß sie eine schwere Verletzung davontrug, die ihren baldigen Tod herbeiführte. Von dem Verluste seiner Gattin schwer getroffen, sickte der alte Bauer langsam dahin. Ein Schlaganfall bereitete auch seinem Leben ein rasches Ende. Jetzt frohlockte die Bäuerin. Doch nicht lange. Ein heimtückisches Lungenleiden brachte sie kurz darauf ins Grab. Von all den ersparten Schätzen konnte sie sich nichts mitnehmen.

Bei den Frauenlöchern

Unweit Hafnerluden erheben sich im Schellentaule die Felswände fast bis zu 25 m Höhe. In etwa 5 m Höhe finden sich mehrere vermauerte Höhlungen im Gestein. Da sollen einst wilde Frauen einsiedlerisch gehaust haben, daher der Name „Frauenlöcher“. Nahe dieser Felswand befindet sich ein Wassertümpel, der als „Schwarze Lache“ bekannt ist. Hier treibt sich ein Gespenst umher, das die Menschen in die Lache hineinlocken will. Wer da hineinfällt, ist verloren, denn der Tümpel ist abgrundtief. Ein ganzer Wagen samt Kutscher und Pferden ist einst darinnen spurlos verschwunden.

Das Goldbründl

In der Freiheit der Gemeinde Gratting befindet sich im Walde, nahe der n. ö. Gemarkung eine Quelle, die den Namen Goldbründl führt, weil sich hier ins Wasser geworfene Gegenstände mit Gold überzogen. Aber das ist schon lange her. Durch einen Mißbrauch hat das Wasser diese Eigenschaft längst verloren.

Die entwichenen Irrwische

Unweit der ehemaligen Nagelmühle bei Zlabings zeigten sich öfters „Feurige Männer“ oder Irrlichter. Da beschloßen einige Wirtshausbrüder, diese Irrwische zu fangen. Sie gingen also in einer Nacht auf sie zu; aber, ohne daß sie es merkten, befanden sie sich plötzlich in einer ihnen ganz unbekannten Gegend voll Gestrüpp und Dickicht, so daß sie einen ganzen Tag brauchten, bis sie wieder herausfanden.

Der abberufene Hausgeist

Ein Bauer fuhr einmal mit einer Ladung Holz aus dem sogenannten Pfaffenholz nach Zlabings. Im Pfaffenholz stand aber vor alten Zeiten eine uralte Ortschaft, die später versunken ist. Wie der Bauer aus dem Walde draußen war, bemerkte er ein kleinwinziges Manderl, das stumm seinem Wagen bis zur Straßenbrücke folgte. Dort steht ein Kreuz. Da redete der Kleine den Bauern, dem schon ganz „angsti“ wurde, auf einmal bei seinem Namen an und spricht: „Du, sag 'n Sturi-Muri, 's Raummunkel' is g'storben!“

Darauf war das Manderl verschwunden. — Ganz verstört kommt der Bauer nach Hause, wo er seinen Leuten das Erlebte erzählte. Da erhebt sich im Nebenzimmer der Wohnung ein Höllenlärm; es ist, als ob der große Kachelofen einstürze. Dann springt die Türe von selbst auf und unter jämmerlichem Stöhnen und Wehklagen stürmt etwas Unsichtbares, aber allen Hausleuten Fühlbares zur Hofthür hinaus.

Das war der Hausgeist, der auf diese Weise abberufen wurde.

Die feurige Kugel

Auf einer Anhöhe bei der Nagelmühle zu Zlabings rollte früher mehreremale eine feurige Kugel herab. Sie kam bis in den Hof der Mühle zu einer hölzernen Säule, umkreiste sie ohne einen Schaden anzurichten, häpfte aus dem Hofe hinaus und verschwand.

Ein beherzter Mähdlerbursche wollte einmal auf das Gespenst schießen; doch der Müller verbot es ihm, weil sich auch arme Seelen oft als feurige Sachen ankündigen. Dabei erinnerte er sich jetzt seiner verstorbenen Schwester und ließ nun einige Seelenmessen lesen, worauf diese Erscheinung und auch anderer Spuk aufhörte.

Die weiße Frau

Das alte „Gemeindehaus“ an der Ostseite des „Untern Plazes“ in Zlabings (jetzt tschechische Schule) war ein altes Rosenberger und Neuhauser Schloß und in den Burgen dieses Geschlechtes ist die „Weiße Frau“ überall zu finden. Sie erscheint, wenn dem Geschlechte ein Unglück bevorsteht und ist auch den Erben und Verwandten der Neuhauser, den Slawata und Podstakhy-Lichtenstein, treu geblieben. Noch vor 100 Jahren will sie der alte Lehrer Herzan, der im Gemeindehause wohnte, gesehen haben. Der alte, winkelige Bau bot zu solchen Spukgeschichten Anlaß genug.

Vom Gemeindehause führte früher ein freigebauter Gang hinüber zur Pfarrkirche, an deren Vorderfront noch heute die vermauerte Tür zum Orgelchor zu sehen ist. Auf ihm soll die „Weiße Frau“ nächtlicher Weile zur Kirche gegangen sein. Dieser Gang hatte auch einen anderen geheimnisvollen Zweck. In der Kirche befand sich vor Jahrhunderten ein „Geheimnis des Rates“, ein Versteck, in welchem größere Summen der Stadtkassa vor Dieben und Feinden verborgen wurden. Seinen Platz wußten nur der Ratsälteste, der Stadtrichter und der Säckelwart der Stadt und unter höchsten Eiden mußten sie Verschwiegenheit geloben. Nur in der Nacht betraten sie über den Verbindungsgang die Kirche, und den Ort des „Geheimnisses“ hat man bisher nicht gefunden. Ein ähnliches Versteck fand sich vor Jahren beim Niederreißen des alten Rathauses unter einer großen Steinplatte des Stiegenabfuges.

Unterirdische Gänge in Zlabings

Die unterirdischen Gänge laufen nach allen Seiten vom Rosenberger-Schlosse, dem „Gemeindehause“ aus. Sie stehen in Verbindung mit den Gräben unter der Kirche und mit den oft zweistöckigen Kellern unter den Stadthäusern. Die meisten dieser Gänge sind mit Grundwasser gefüllt und unternehmende Leute haben in vergangenen Jahrzehnten auf einfachen Fahrzeugen Entdeckungsfahrten auf diesen Wasseradern unternommen, die sie angeblich bis unter die Kirche führten, sodaß sie die Orgel spielen hörten und bis zu einem großen, hohen Becken unter dem Obern Platz, bis dann auf geheimnisvolle Weise das Licht erlosch und man nach mancherlei Irrfahrten mühselig herausfand. Andere solche Gänge führen angeblich bis außerhalb der Stadt, bis zur Galgen- und Hirschjurgl-Mühle. Man will halbverschüttete Teile mehrfach gefunden haben, ein weiteres Vordringen war unmöglich.

Die Pelzweibln

In den Zlabingser Wäldern treiben auch die „Pelzweibln“ ihr Wesen. Es sind kleine, alte Weiber, mit Haaren wie aus grauem Moos und ähnlicher graugrüner Kleidung, die zu nächtlicher Zeit im Wald umherhüpfen. Sie sind meist gutmütig und nur gereizt können sie dem Unvorsichtigen auch unangenehm werden. So ging einst ein Bäckerjunge, der in Slawaten im

Gän gewesen war, spät abends durch den unteren Wald heimzu, als in der Dämmerung ein Pelzweibl seinen Weg kreuzte. In seinem Uebermüde warf er seine Bäckermütze nach ihr. Da wurde das Weiblein in ihrem Zorne gelenkt und war mit einem Sprunge in seinem Tragkorb am Rücken drinnen und mit Haar- und Ohrenreißen und derben Pässen zwang sie ihn, ihr immer schwerer werdendes Gewicht bis zum Kreuz an der Pieslinger Straße vor Blabings zu tragen. In Angstschweiß gebadet und zu Tode erschöpft langte er bei seinem Meister an und war seitdem durch keinen Goldschatz mehr in den untern Wald zu bringen.

Einst gingen drei Grasmäher nachmittags aus in den oberen Wald, um eine Waldwiese in Pfaffenschlag zu mähen, und weil der Weg dahin weit, die Tage so schön waren und sie frühzeitig wieder an die Arbeit gehen wollten, da sie an dem Nachmittag nicht fertig werden konnten, nahmen sie sich Essen mit und beschlossen, im Wald zu übernachten. Sie nahmen aber, weil die Nächte schon kühler waren, einen breiten Wollsack mit und müde nach vollendetem Tagewerk streckten sie sich am Beginn der Nacht neben dem gemähten Gras nebeneinander aus, zogen den Wollsack über ihre Leiber bis zum Hals empor und steckten, so gewärmt und zugedeckt, nur die drei Köpfe aus dem gemeinsamen Sack. Gegen Mitternacht, der Mond schien hell über ihre Waldwiese, hörten sie Nester knacken und sahen ein riesengroßes Pelzweibl über die Wiese auf sie zutappen. Neben den Schreckerstärten und Sprachlosen blieb sie eine lange Weile verwundert schauend stehen, schüttelte den Kopf und sprach endlich mit tiefer Stimme: „Ich habe an der Stelle schon neunmal Wald und neunmal Wasser und neunmal Feld erlebt, aber so alt ich bin, so ein Vieh mit einem Fuß und drei Köpfen ist mir noch nicht vorgekommen. Da muß ich meinen Urahn holen, daß er mir sagt, was das ist“. Damit stapfte sie wieder davon. Auf den riesenhaften Urahn haben die Mäher natürlich nicht gewartet, sondern beeilten sich in ihrer Angst, aus dem Sack und aus dem Wald spornstreichs nach Hause zu kommen.

Feuergeister

Auch feurige Gestalten (feurige Männer) treten mehrfach um die Stadt auf. Sie gehen wie suchend herum und sind verwünschte Seelen, die erlöst werden können, wenn man das rechte Wort findet, aber auch bössartige Feuergeister. So ging einst ein Mann von Wölfling nach Blabings und sah in der Mulde der Feldteiche, wo damals wirklich noch Teiche waren, ein Licht hin- und herschwanke. In der Meinung, es sei ein Teichwächter, der ihn begleiten könne, rief er es an, aber zu seinem Schrecken kam ein Mann geschritten. Nun lief er, laut betend, schleunigst davon, aber der Unheimliche hinter ihm her, sodaß er für sein Leben keinen Heller mehr gab. Zum Glück kam er zur „Weißen Marter (säule)“ und klammerte sich an sie. Da wandte sich der feurige Mann, riesenhaft wachsend, gegen den Einsiedlerbrunnen und zersprang wie eine Feuerkugel.

Pfaffenschlag

Eine Gegend voll Sagen und unheimlicher Gestalten ist die Gegend, in der vor Jahrhunderten das Dorf Pfaffenschlag gestanden hat. Es lag im Quellgebiet des Altbaches, wo sich heute die obersten, düsteren Teiche mitten in einem großen Waldgebiet befinden. Einst ging die alte Paßstraße

nach Altstadt und Neuhaus durch das stille Tal, bis sie in ihren heutigen Lauf verlegt wurde. Seitdem verödete das rauhe, wenig fruchtbare Tal, schon im 16. Jahrhundert bestand das Dorf nicht mehr. Die Bewohner zogen meist nach Zlabings, fühlten sich aber immer noch als eigene Gemeinde und wählten bis heute ihren eigenen „Richter“. Die Sage erzählt, daß es die Schweden im Dreißigjährigen Krieg zerstört hätten und von den Bewohnern nur ein altes Weib übrig geblieben sei, die dann nach Zlabings gezogen wäre; heute noch sieht man Reste der Fundamentmauern im Waldboden. Vor der Zerstörung sollen die Waldbauern ihr ganzes Geld in ein Butter-Nährfassel versteckt und im Dorfbrunnen versenkt haben. Noch heute wird dieser Nährfasselbrunnen auf einer sumpfigen Wiese im alten Dorfgebiet gezeigt.

An diesen Schatz im Brunnen knüpfen nun verschiedene Sagen an. Wer ihn haben will, muß zur richtigen Zeit, wenn in Zlabings am Palmsonntag in der Pfarrkirche das Evangelium verlesen wird, am Brunnen das St. Christofornsgebet sprechen, nämlich das Vaterunser verkehrt auf-sagen und ein Beschwörungsgebet hinterher. Dann steigt das Fassel mit dem Schatz im Brunnen empor und kann vom Beschwörer gepackt werden. Aber kein anderes Wort darf dabei gesprochen werden, sonst versinkt der Schatz unwiderruflich für den Schwäger. Der Teufel treibt dabei sein Spiel, denn wer das rechte Beschwörungsgebet wissen will, muß sich an ihn wenden und ist ihm dann für den Schatz verfallen. Da war einst ein Mahreiser Schmied durch sein Votterleben in Elend und Armut geraten und dachte an den Schatz. Flugs machte sich ein fremder, unheimlicher Sägersmann an ihn heran, lehrte ihn die Beschwörung und eines Freitags standen sie am Nährfasselbrunnen, der Schmied sprach die Beschwörungsformel und sagte fehlerlos das Christofornsgebet her. Der Säger neben ihm, der niemand anderer als der Teufel war, hielt sich die Ohren zu, um das Christofornsgebet, für seine Ohren ein Greuel, nicht zu hören; da begann es im Brunnen zu wallen und langsam stieg das Faß bis an die Brunnenoberfläche empor. Schon packt der Schmied seine Beute und der Teufel hilft ihm, um das schwere Faß herauszuheben, da entfährt es dem Schmied in seiner Freude: „Jesus, ist das schwer!“ Im Nu rutscht ihm der Schatz aus den Händen und versinkt brodelnd wieder im Brunnen. Den Schmied aber fanden Waldgänger besinnungslos voll Beulen und mit zerschundenem Gesicht neben dem Brunnen; so hatte ihn der Teufel in seiner Wut zugerichtet und er konnte froh sein, daß er nicht mit dem Gesicht im Nacken und zerbrochenem Genick gefunden worden war. Andere Schatzheber aber sahen auf dem emporsteigenden Faß eine riesige, schwarze Nase, mit glühenden Augen, sitzen und lachen im Schreck davon, den Schatz im Stich lassend.

Der Kupfersteinberg

Nach einer anderen Sage soll der Schatz im Kupfersteinberg unter der großen Felsgruppe verborgen sein, die am „Rechenteich“ emporragt. Alljährlich am Palmsonntag, während in der Kirche zu Zlabings das Evangelium verlesen wird, öffnet sich eine Höhle im Berg und der Schatz liegt zu Tage. Aber man muß sich beeilen, denn wenn das Glöcklein schweigt, schließt sich der Berg wieder. Eine arme Witwe aus Stallet wollte in ihrer Not sich so helfen. Sie setzte ihr mitgenommenes kleines

Kind rasch neben den Höhleneingang, raffte in ihre Schürze an Geld, was hineinging, und machte sich aus der Höhle noch zur rechten Zeit davon. Aber das Kind war ihr, ohne daß sie es bemerkt hatte, nachgelaufen, und als sich der Fels schloß, war es in der Höhle eingeschlossen. Ein Jahr lang mußte die verzweifelte Mutter warten. Am Palmsonntag öffnete sich der Berg wieder und die Mutter konnte ihr Kind gesund und frisch aus der Höhle forttragen. Es erzählte, daß es unten in der Erde bei den Zwergen gewesen sei und es sehr gut bei ihnen gehabt habe.

Der Wassermann

Auch allerlei Wesen treiben sich in dem düsteren Waldtal herum. Im Koboldeich kann man den Wassermann herumplatschen hören und er soll als Jäger verkleidet auch nach Zlabings gekommen sein. Man erkennt ihn daran, daß aus seinem linken Ärmel oder der linken Tasche Wasser tropft. Am „Steinernen Bruckl“ aber treibt sich ein gespenstiger Ziegenbock herum, der den nächtlichen Wanderer schreckt und Schabernack treibt. Einst ging ein Radolzer Bursch von seinem Mädl in Laskes nach Hause. Beim „Alten Teich“ begegnet ihm der Ziegenbock und rannte ihn an. Der Bursche aber fürchtete sich nicht und packte den Bock bei den Hörnern und erwies sich, laut betend, als der Stärkere. Als der Böse merkte, daß ihn der Bursche mit sich nehmen wollte, nahm er Reißaus, indem er die Hörner in seiner Hand ließ. Der Bursch nahm sie nach Hause mit, als er sie aber vorweisen wollte, hatten sie sich in knorrige Wurzeln verwandelt. Als man sie ins Feuer warf, zersprangen sie mit lautem Knall und verbreiteten einen ekelhaften Schwefel- und Pechgeruch.

Hausgeister

Aber auch von milderem, freundlicheren Geistern erzählt man noch, Hausgeistern, die in Koboldgestalt in den alten Häusern sich aufhalten, den Menschen freundlich gesinnt, ihnen oft helfend und ratend. Wer ein Sonntagskind ist, dem sind sie besonders hold, der bekommt sie auch zu Gesicht. Besonders am Hausboden halten sie sich auf und sitzen gerne auf den Querbalken des Dachstuhls und so mancher hat ihren weißen, langen Bart und ihre hellen Augen aus dem Bodendunkel leuchten sehen. Im Winter aber sind sie gern in der warmen Stube und hocken im Winkel hinter dem großen Kachelofen. Wenn die kleinen Kinder, deren besondere Freunde sie sind, so ganz vertieft allein spielen, soll man sie ja nicht stören, denn dann spielen die Hausmännchen mit ihnen. Sie sind Verwandte der guten Waldgeister. Einst hatte ein Zlabingser Bauer, der Stürmer Hans, ein Paar Ochsen auf den Markt nach Königssee getrieben und trabte nun in der Dämmerung, das Joch der Verkaufsten auf der Schulter, einen festen Waldstock in der Faust, von Stalleck gegen Zlabings. Wie er zum „Steinernen Bruckl“ kommt, wird er aus dem Wald angerufen: „Du, Jochtrager, mit dei'm Knittel, sag daheim dem Stuhlmuhl in dei'm Hüttel, daß der Habarufas g'storben ist!“ Nichts war von dem Rufenden zu sehen und der erschreckte Bauer machte, daß er nach Hause kam. Hier erzählte er seinen Leuten, was er gehört hatte, und sogleich erhob sich hinter dem Ofen ein großes Weinen und Wehklagen und dauerte an, bis unsichtbare Füße zur Tür schlürften, unsichtbare Hände sie öffneten und wieder schlossen.

Der düsterste Sagenstoff beschäftigt sich mit den Geistern der Verstorbenen, die oft nicht zur Ruhe kommen können wegen einer Missethat im Leben und auf Erlösung harren. Von solchen umgehenden Geistern wird viel erzählt; namentlich um die Blachmühle und die hl. Geistkirche zeigen sie sich oft. In der Christnacht stehen die Toten um Mitternacht auf, gehen in die Totenmesse in die Pfarrkirche. Niemand darf dann herausgehen, wenn er sich nicht selbst am Ende des Zuges sehen will. Dann muß er im nächsten Jahr sterben. Einst war ein Mann am früheren Altbachtor so vorwitzig, vom Dachbodensfenster den Zug der Toten anzusehen. Da reckte einer der Dahinziehenden seinen Arm bis zum Dach aus und schlug ihm ins Gesicht. Er wurde blind und dort, wo ihn der Schlag getroffen, behielt er einen grellroten Fleck sein Leben lang.

Einst ging ein Geist in einem Bauernhaus der Spitalgasse derartig um, daß die Bewohner vor Furcht das Haus verließen. Da erbot sich ein alter Soldat, den Kampf mit dem Unheimlichen aufzunehmen. Er bezog das Haus und nahm nachts in vollen Waffen und mit einem geweihten Kreuze in der beleuchteten Stube Platz. Um Mitternacht erschien wirklich der Geist. Der Soldat verzagte nicht und sprach: „Ich und du loben Gott, den Herrn! Sag, was ist dein Begehren?“ Da stöhnte und ächzte das Gespenst und winkte ihm mit der Hand mitzukommen. Unersehroden folgte der Krieger. Es ging in den Hof und ins Freie. Erst beim Hahnenschrei kehrte er verstört und mit weißen Haaren zurück. Niemand aber erfuhr, was er in der Nacht gesehen hatte. Seine Antwort auf zudringliche Fragen war immer: „Gott und ich wissen es, sonst soll sich's niemand zu wissen wünschen“. Ein Jahr darauf ist er gestorben.

Der Räuber Graßl

Unserer Gegend fehlt auch die Räuberromantik nicht. Die großen Wälder gegen Böhmen zu boten ja wirklich Gelegenheit zum Aufenthalt von Strauchdieben. In den Wölflinger und Altharter Wäldern sollten sich Räuber aufgehalten haben, aber im Volke hat sich keine Erzählung von ihnen erhalten. Nur der Räuber Graßl, der vor etwa hundert Jahren in Wien hingerichtet wurde, stammt aus der Gegend und steht heute noch in den Sagen der Leute im hohen Ansehen wegen seiner Gerechtigkeit. In Laskes und Stallet soll er häufig versteckt gewesen sein. Eine Probe dieser Volkserzählung sei folgende: Einst traf er auf dem Wege von Zlabings ein altes Weib, das in die Stadt wollte. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein und dabei schimpfte und wetterte die Alte, die den großen Räuber natürlich nicht kannte, furchtbar auf den Tagdieb und greulichen Bösewicht Graßl und wünschte, daß er bald gehängt werden möge. Der Räuber hörte ruhig zu, fragte nur, ob Graßl ihr schon etwas Böses zugefügt habe und bat die Alte, die verneinte, schließlich, ihm aus der Stadt ein Schoß Schusterknägel und einen Hammer mitzubringen. Als die Alte zurückkam und den Botenlohn erwartete, warf er sie zu Boden und bespuckte ihr jenen Körperteil, wo der Rücken aufhört, seinen ehrlichen Namen zu führen, mit dem ganzen Schoß Schusterzwecken, damit sie, wie er zum Abschied sagte, etwas besser vom Graßl denke.

Ursprung des Namens der Gemeinde Sitzgras

Westlich des Dorfes erhebt sich ein Hügel, der von zwei Seiten von einem tiefen Tal abgeschlossen wird. Auf der Anhöhe kann man

noch Trümmerhaufen sehen und die Anlage einer Burg erkennen, die dort gestanden hat. Die Stelle heißt heute „G'mäuer“. Der Burgherr soll sich gegen Abend gerne am Westabhange ins Gras gesetzt haben. Und die Leute sagten: „Er sitzt schon wieder im Gras“. Daher der Name Sitzgras, im Volksmunde „Siggroos“.

Der wilde Jäger

Im Walde an der alten Straße von Unt.-Nadiß gegen Modes stand vor vielen Jahren ein Hegerhaus. Alljährlich um Weihnachten herum zog über diesem Walde während der Nacht die wilde Jagd dahin. Niemand traute sich zu dieser Zeit aus seiner Hütte heraus. Bloß der verwegene, junge Revierheger an der alten Straße trat einmal mit geladenem Gewehr vor seine Haustüre, um entsetzlich heulende Hunde zu verjagen. Da gewahrte er einen greisen Mann, der mit höhnischem Lächeln dem jungen Heger gegenüberstand und eine mächtige Keule über unzähligen, riesiggroßen Hunden schwenkte.

Als diese gegen den armen Heger stürmten, feuerte er seinen Stutzen gegen sie ab. In diesem Augenblicke gewahrte das geängstigte Weib des Hegers, das in der Stube zurückgeblieben, einen mächtigen Feuerschein, der die ganze Umgebung gräßlich erhellte. Darauf verlor sich das wilde Geheul in der Ferne. Als sie aber nach ihrem ausbleibendem Manne Nachschau hielt, fand sie ihn furchtbar entstellt und tot vor der Haustüre liegen.

Von da an traute sich kein Heger mehr diese Hütte zu bewohnen, die mit der Zeit verfiel.



Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen des Herausgebers

Wegspruch.

Aus dem Znaimer Ländchen

Die Thajasee (Karl Bauer, Al.-Olkowitz)	Seite 4
Thajana (Prof. Frz. Töpsl, Unsere Heimat; 1. Jg., Folge 9)	" 4
Die Rhymphekönigin Felicitas (Direktor M. Gröger, Frain)	" 5
Der Schwedenwein von Rostiz (Karl Müllner, Znaim)	" 7
Der Rabenstein (M. Urbka; Ebdt. Heimatgaue, Znaimer Ländchen)	" 9
Die Brotmutter bei St. Niklas (M. Urbka; Die Heimatschule, Fournier & Haberler, Znaim)	" 9
Der Eremit vom Eliazfelsen (M. Urbka; Ebdt. Heimatgaue, Znaimer Ländchen)	" 9
Hirt und Schafe (Unsere Heimat)	" 10
Der Geldkeller (Karl Bauer, Al.-Olkowitz)	" 10
Der Teufelsgraben (Thajabilber von D. Meister)	" 10
Der Teufelsjase (Karl Bauer, Al.-Olkowitz)	" 10
Dede Mühlen (Thajabilber von D. Meister)	" 11
Das Markomannenlager (Thajabilber von D. Meister)	" 11
Der betrogene Teufel auf der Burg Neuhäusl (Edda Dent; Ebdmhr. d. Jgd., 2. Jg.)	" 11
Der Teufelsitz am Galgenberg (M. Urbka; Ebdt. Heimatgaue, Znaimer Ländchen)	" 12
Schattan (Dr. L. Wieder, siehe „Der Markt Schattan“)	" 12
Hardegg (Thajabilber von D. Meister)	" 13
Wie der Dainischbach zu seinem Namen kam (M. Wanler)	" 13
Wie der Schobeser entstand? (Znaimer Wochenblatt)	" 13

Der Stein vor dem Glockenhaus in Al.-Oltowitz (Karl Bauer, Al.-Oltowitz) .	Seite 14
Ortsname Mühlsraun (Oberlehrer N. Weber, Possitz; Edmhr. d. Jgd., 2. Jg.) .	15
Die Zuhler Kirche (Lehrer Rudolf Bauer) .	15
„Wolfsbeißer“ (Oberlehrer N. Weber, Possitz; Edmhr. d. Jgd., 2. Jg.) .	15
Der Grenzstein am Hayadamun (Lehrer Rudolf Bauer) .	16
Die Schreckstaud'n (Oberlehrer N. Weber, Possitz; Edmhr. d. Jgd., 2. Jg.) .	16
Der Heiligenstein (N. Brbka, Edmhr. Heimatbuch; N. Bartosch, Nikolsburg) .	16
Die St. Wolfgangsjagd (N. Brbka; Eddt. Heimatgaue, Znaimer Ländchen) .	17
Das Schafwiger Brühl (N. Brbka, Edmhr. Heimatbuch; N. Bartosch, Nikolsburg) .	17
Während der Mette (Karl Sytora; Edmhr. d. Jgd., 2. Jg.) .	17
Die Ausbeleihe (Tabery Aloisia; Edmhr. d. Jgd., 2. Jg.) .	18
Der Wassermann (Lehrer Rudolf Bauer) .	18
Der Wassermann ()	
Der Wassermann (Franz Leißner, Grusbach; Dtschmhr. Heimat) .	
Naurinfelsen (Alfred Dboril; Edmhr. d. Jgd., 2. Jg.) .	19
(Lehrer Rudolf Bauer)	
Die weiße Frau auf Schentenberg (Hayabilber von D. Meister) .	20
Die Zelle des Einsiedlers ()	21
Der wilde Bauer (Frz. Kieseling in „Frau Saga“ im n. ö. Waldviertel“	
1.—6. Reihe, Verlag „Moland“, Wien 4. Bz. Schleismühlgasse 23) .	21
Die Hausotter (Edmhr. d. Jugend, 2. Jg.) .	21
Der Schlagentönig (Edmhr. d. Jugend, 2. Jg.) .	22
Geisternacht (Karl Bauer, Al.-Oltowitz) .	23
Der Drachenangler (Karl Bauer, Al.-Oltowitz) .	23
Die verwunschene Fischerin am Rapensee (N. Brbka; Eddt. Heimatgaue, Znaimer	
Ländchen) .	24
Das Gricht (Lehrer Rudolf Bauer) .	24
Der Geistermaultwurf (Karl Bauer, Al.-Oltowitz) .	24
Der Feuerlünnel ()	25
Das Tradmannl (Franz „Leißner“, Grusbach; Dtschmhr. Heimat)	
(Karl Bauer, Al.-Oltowitz)	25
Die Himmelskanone ()	25
Der Feuerdrache ()	26
Die verhezte Kuh ()	26
Das feurige Pferd ()	26
Der Schimmelreiter ()	27
Die Wunderdoktorin ()	27
Blutmilch ()	27
Die Steinbauern im Haftergrubenkeller ()	29
Die Hölleisgrube ()	29
Die Petrusklache ()	30
Die Taubenseele ()	30
Nymphen ()	30
Warum die Menschen nicht mehr wissen, wann sie sterben ()	31
Der Judasbaum ()	31
Der bestrafte Pflirschbaum ()	31
Der Schrat (Karl Müllner, Znaim) .	34
Das Saubründl .	35
Die Glocke von Lechwitz .	

Aus Mißliß und Währisch-Roman von Erich Sloschet

Die schwarzen Pferde .	36
Die Bäuerin und die Kröte .	36
Der Lebensbaum .	37
Portulaka .	37
Die Florianikapelle .	39
Der Teufelsstein .	39
Der versteinerte Schäfer .	40
Der Hungerturm .	41
Der Scharfrichter von Roman .	41
Die Burg Tempelstein .	41
Das verjunktene Dorf .	42
Der Mißfogel .	42

